





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Hexen des Spuks

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Hexen des Spuks

John Sinclair Nr. 534

von Jason Dark

erschienen am 27.09.1988

Titelbild von Martin Enric

Sinclair Crew

Die Hexen des Spuks

Irgendwann kamen die Würmer und Käfer! Sie fraßen sich durch das harte Holz der Särge und ergriffen von den toten, menschlichen Körpern Besitz, immer auf der Suche nach Nahrung. Um einen Sarg machten sie jedoch einen großen Bogen. Hätten sie hineinschauen können, hätten sie eine auf dem Rücken liegende, wachsbleiche Gestalt gesehen, deren Lippen zu einem ungewöhnlichen Lächeln verzogen waren. – Es sah aus, als würde sie noch leben…

»Wie viele Gräber müssen sie noch ausheben?« fragte der zuständige Mann vom Amt, der gekommen war, um auf dem Friedhof seinen Kontrollgang durchzuführen.

Karl Lange hockte auf einem Grabstein und aß sein Butterbrot. Er mochte den dürren Beamten, der sich in der Hierarchie hochgedient hatte, nicht besonders. Auch jetzt stand er vor ihm, als würde ihm der Friedhof gehören.

»Noch acht Gräber!«

»Was, so viele?«

Karl grinste. »In dieser Reihe ist es noch ein Grab.«

»Das wollte ich wissen.« Der dürre Inspektor mit der Nickelbrille schaute über das Geländer. »Sie werden es bis zum Feierabend wohl geschafft haben.«

»Jetzt mache ich erst mal Pause.«

»Ja, das sehe ich.«

Karl Lange grinste. »Auch als Arbeiter im öffentlichen Dienst hat man seine Pausenregelung.«

Der Inspektor nickte heftig. »Ich weiß, daß Sie in der Gewerkschaft sind, Herr Lange. Ich werde am Abend noch einmal vorbeischauen und mir die Sache ansehen.«

»Lieber am Nachmittag. Abends muß ich in eine Sitzung.«

»Das meinte ich auch.«

»Arsch«, murmelte Karl Lange und biß in sein Brot. Er mochte die Kerle vom Amt nicht. Das waren samt und sonders Typen, die konnte man in der Pfeife rauchen, wenn der Sommer zu trocken wurde. Es war zwar kein Sommer, dafür Frühling, doch der April arbeitete daran, die wetterbedingten Fehler des Märzes wieder auszugleichen. Die Temperaturen waren angenehm.

Karl Lange und seine Kollegen arbeiteten auf dem Friedhofsamt, dem die städtischen Gärtnereien angeschlossen waren. Sie sorgten nicht allein für die Pflege der Friedhöfe, sie waren auch dafür verantwortlich, daß die Gräber, die sich nicht im Privatbesitz befanden, nach 30 Jahren aufgelöst wurden, um neue Plätze für die Bestattung der Toten zu schaffen. Zahlreiche Gräber wurden ausgehoben. Knochen, die gefunden wurden, sammelte man ein.

Die kleinen Bagger hatten mit ihren Reifen Spuren hinterlassen.

Das war nicht schlimm, denn ganze Gräberreihen wurden neu gestaltet. Es wurde planiert und Gras gesät. Dann ruhte das Gelände für ein bis zwei Jahre.

Karl Lange war so etwas wie ein Vorarbeiter. Seine Kollegen, die ebenfalls pausierten, hockten in der Sonne. Karl hatte seinen Platz im Schatten gefunden.

Der Inspektor hatte den Friedhof verlassen. Lange sah, wie er mit seinem roten Sierra davonfuhr. Seine Kollegen winkten ihm zu.

»Was wollte der Kerl denn?« rief jemand.

»Schnüffeln.«

»Den sollte man plattwalzen.«

Die anderen lachten, auch Karl konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Er schaute auf die alten Gräber. Eigentlich tat es ihm leid, sie zerstören zu müssen. Er war der Ansicht, daß man auch den Toten nach vielen Jahren ihre Ruhe gönnen mußte, aber der Gesetzgeber hatte halt anders entschieden.

Karl faltete das Butterbrotpapier zusammen und holte eine Selbstgedrehte aus der Blechschachtel. Die Zigarette wollte er sich noch gönnen, bevor es weiterging.

Nicht weit entfernt stand der Bagger. Er gehörte nicht zu den großen Maschinen, für die Gräber allerdings reichte er aus.

Der Friedhof lag am Rande der Stadt. Jenseits davon führte eine Schnellstraße vorbei. Hin und wieder hörten die Männer das Zischen der Wagen, wenn sie den Friedhof passierten.

Ein Wetter zum Urlaubmachen, dachte Lange, als er gegen den herrlich blauen Himmel schaute. Weiße Wolkenberge verteilten sich auf der glatten Fläche. Sie wirkten so, als hätte man sie an die Fläche festgeklebt.

Lange warf die Zigarette weg. Die Glut trat er mit der Hacke aus.

Dann stand er auf, reckte sich und gab seinen Kollegen ein Zeichen.

Auch die erhoben sich, um nach ihren Werkzeugen zu greifen. Spaten, Schaufeln, Hacken. Sie ebneten das wieder ein, was der Bagger aufgewühlt hatte. Nicht weit entfernt stand ein kleiner Lkw mit offener Ladefläche.

Der Wagen war dafür vorgesehen, Erde abzutransportieren, falls sich dies als nötig erwies.

Der Bagger erzitterte, als Karl den Motor anließ. Auf seinen Kettenrädern fuhr er noch ein Stück vor, bis Lange den gewünschten Winkel erreicht hatte.

Ein Grab noch in dieser Reihe, dann wollte er sich um die anderen kümmern.

Das letzte Grab lag ein wenig versteckt. Vor fünfzig Jahren war hier jemand beerdigt worden, das hatte Karl den Unterlagen entnommen. Eine Frau, wie er wußte. Ihren Namen allerdings hatte er vergessen. Während die Schaufel ihre zinkenartigen Zähne in den Boden drückte, dachte Karl Lange darüber nach, wer diese Frau wohl gewesen sein konnte und welches Schicksal sie gehabt hatte.

Vor fünfzig Jahren hatte die Welt noch anders ausgesehen. Da stand Deutschland vor einem wahnsinnigen Krieg, der niemals hatte gewonnen werden können. Überhaupt haßte Karl den Krieg und wünschte sich, daß so etwas niemals mehr geschah.

Er arbeitete geschickt und fast schon im Schlaf. Bei ihm saß jede

Handbewegung. Sie waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen.

Die Metallzähne der Schaufel fraßen sich tiefer in das Erdreich, schaufelten es hoch.

Ein paarmal noch würde sie zupacken, dann war die Tiefe erreicht.

Karl spürte Widerstand an der Schaufel, und er hörte ein Kreischen, das aus dem Grab drang.

Lange wurde vorsichtig. Er stoppte den Arm sofort, dachte über das Geräusch nach und ließ ihn schließlich anheben. Sehr langsam fuhr er in die Höhe.

Die Zinken erschienen – und ein Stück dunkles Holz, das sich dazwischen festgeklemmt hatte.

Holz im Grab?

Das konnte Lange nicht glauben. Über sein breitflächiges Gesicht huschte ein ungläubiges Staunen, als er sich den Holzrest näher betrachtete. Es bestand kein Zweifel, daß es sich dabei um Sargholz handelte. Wenn das tatsächlich stimmte, war mit dem Grab einiges nicht in Ordnung. Nach 50 Jahren war auch der beste Sarg vermodert und die Leiche verwest.

Lange schossen gewisse Gedanken durch den Kopf. Er dachte daran, daß es die sogenannten Mafia-Beerdigungen gab. Da legte man einfach zwei Leichen in einen Sarg oder packte einen Toten in ein bereits feststehendes Grab hinein.

Sollte das hier der Fall gewesen sein?

Karl Lange schwitzte plötzlich. Er schaltete den Motor ab und stieg vom Bagger.

Auch seine Leute hatten mitbekommen, daß etwas nicht stimmte.

»Ist was nicht in Ordnung, Karl?« rief jemand.

»Ich schaue nur nach.«

»Sag uns dann Bescheid!«

»Ja, ja.« Lange hatte die Antwort automatisch gegeben. Er war dicht an den Rand des alten Grabes herangetreten, schaute jetzt in das von der Schaufel aufgewühlte Loch und bekam das, was man im Volksmund große Augen nennt.

Was er sah, konnte er nicht glauben. Vor ihm stand tatsächlich ein Sarg in der Erde.

Er sah im Prinzip aus wie neu. Nur dort, wo ihn die Zinken erwischt hatten, war er aufgerissen.

Karl Lange wischte über seine Augen. Er war kein ängstlicher Mensch, jetzt allerdings rollte eine Gänsehaut über seinen Rücken, denn er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte.

Am Rand des aufgeworfenen Grabes stehend, drehte er sich um und winkte seinen Kollegen. »Kommt mal her, aber bringt eure Werkzeuge mit. Hier gibt es Arbeit.«

»Was denn?«

»Werdet ihr schon sehen.«

Die Arbeiter waren zu dritt. Sie kannten Karl Lange gut genug.

Wenn der so sprach, hatte er Ärger oder wußte selbst nicht mehr weiter. Neben ihm blieben sie stehen.

»Seht euch das an!«

Die Männer schauten in das aufgewühlte Grab und verstummten.

Auch sie waren einiges gewohnt, doch der Anblick hatte ihnen die Sprache verschlagen.

Erwin, der bereits mit bloßem Oberkörper arbeitete und seine langen Haare mit einem Stirnband zusammengebunden hatte, lachte kratzig auf. »Da hat sich einer einen Scherz erlaubt und auf den längst verfaulten Sarg noch einen anderen gestellt.«

»Meinst du?«

»Ja.« Erwin löste sich von seinem Platz und umrundete das Grab.

An der Stirnseite blieb er stehen, bückte sich, starrte nach unten und meinte: »Ach du Kacke!«

»Was ist denn jetzt?«

»Komm mal her, Karl.«

Lange trat neben ihn. Auch sein Blickwinkel war nicht nur anders, auch besser geworden. Die Zinken der Baggerschaufel hatten den Sargdeckel aufgerissen und eine Lücke hinterlassen, in die beide Männer hineinschauen konnten. Durch die Öffnung sahen sie etwas Weißes schimmern.

»Das… das kann ein Totenhemd sein«, bemerkte Erwin und rang nach Worten.

»Du spinnst.«

»Nein, Karl. Der Sarg ist nicht zerstört, und die Leiche ist auch nicht verwest.«

»Die liegt seit fünfzig Jahren da unten!«

»Bist du sicher?«

»Ja, ich habe es nachgelesen.« Karl Lange nickte heftig. Auch die anderen beiden Kollegen kamen zu ihm. Einer stand schon dicht vor der Pensionsgrenze und hatte sein halbes Leben auf dem Friedhof verbracht. Er schaute auf den Sarg und durch die Öffnung. »Da ist eine Leiche nicht verwest«, stellte er fest.

»Kannst du mir den Grund nennen?«

»Nein, Karl. Ich würde vorschlagen, wir legen den Sarg ganz frei und holen ihn hervor.«

Lange überlegte kurz, bevor er sich einverstanden erklärte. Das Werkzeug hatten die Männer mitgebracht. Auch Karl half mit, den Sarg freizuschaufeln.

Als sie genug Platz geschaffen hatten, um in das Grab klettern zu können, sprangen sie hinein. Zu viert hoben sie den Sarg an und stemmten ihn aus dem Grab. Sie schoben ihn über den Lehmboden bis

an den Rand einer blühenden Buschgruppe. Felsenbirken bildeten ein schützendes Dach aus blühenden Knospen.

»Öffnen!«

Wohl war ihnen nicht, als sie die Aufforderung ihres Vorarbeiters vernahmen, der selbst mit anpackte. Den Deckel aufzubekommen, das war keine Schwierigkeit.

Sie stellten ihn zur Seite – und fuhren wie auf Kommando zurück, denn vor ihnen und im Sarg lag eine dunkelhaarige Frau, die nicht verwest war, obwohl die blasse Leichenfarbe ihr Gesicht zeichnete.

Das war nicht alles, denn als die Tote die Blicke der Männer auf sich gerichtet sah, verzog sie die Lippen zu einem breiten Grinsen, und Erwins Schrei gellte wie ein Trompetenstoß über den Friedhof.

»Ein Zombie! Das ist ein Zombie…«

***

Es hatte lange gedauert – 50 Jahre, aber Clara Glesius hatte die Hoffnung nie aufgegeben. Sie wußte, daß irgendwann etwas passieren würde, daß sie von ihrem Herrn und Meister nicht im Stich gelassen wurde. Nur deshalb konnte sie all die Jahre in der absoluten Finsternis verbringen, getragen von einer starken Magie, die ihr Herr und Meister jedoch mit einem anderen Begriff umschrieben hatte: Liebe!

Ja, es war die finstere, die gefährliche Liebe zu ihm, die dafür gesorgt hatte, daß der natürliche Verwesungsprozeß aufgehalten wurde. Die Liebe zu ihm, seine Liebe zu ihr, verbunden mit einer magischen Kraft, konnte selbst den Tod überwinden.

Clara Glesius hatte es schon vorher gespürt, daß sich bald etwas ereignen würde. Sie wußte es, und sie konnte es jetzt kaum erwarten, daß jemand die harte Erde zur Seite schaufelte und dafür sorgte, daß die Liebe endlich die Erfüllung bringen würde.

Obwohl sich zwischen ihr und der Erde noch der Sargdeckel befand, spürte sie, daß etwas geschah. Eine Baggerschaufel war dabei, die Erdmassen zur Seite zu räumen. Bald würde sie den Deckel treffen.

Das geschah auch.

Die »Tote« konnte den dumpfen Laut hören, als die Zinken auf den Deckel knallten. Sie rissen ihn an einer Stelle auf. Zum erstenmal seit 50 Jahren fiel Licht in die stockfinstere Totenkiste.

Nur dauerte es noch einige Minuten, bis sich die Männer entschlossen hatten, den Sarg hochzuhieven. Clara Glesius lag still. Sie rührte nicht einmal den kleinen Finger. Nur ihre Augen öffneten sich genau in dem Augenblick, als der Deckel entfernt wurde und vier Gesichter von verschiedenen Seiten auf sie niederstarrten. Dann konnte sie nicht anders. Sie mußte die Lippen einfach zu einem breiten Grinsen verziehen.

Das schockte die Männer!

Clara vernahm deutlich den wilden Schrei, als einer der Arbeiter von einem Zombie sprach. Und sie konnte nicht anders, innerlich mußte sie lachen.

Plötzlich aber verschwanden die Gestalten aus ihrem Blickfeld, als wären sie von der Druckwelle einer Explosion erfaßt worden.

Keiner wollte mehr in den offenen Sarg schauen, das Grauen hatte sie zu stark getroffen. Die lebende Tote spürte die innerliche Befriedigung und auch Genugtuung darüber, daß ihr Herr und Meister sie nicht angelogen hatte. Sie hatte damals, vor 50 Jahren schon, genau auf die richtige Karte gesetzt.

Noch blieb sie liegen. Nach der langen Kälte genoß sie ein wenig die Strahlen der Sonne, obwohl sie im Prinzip die Wärme nicht so sehr mochte. Für sie war die Dunkelheit wichtiger, da sie sich an sie gewöhnt hatte.

Kraft! Sie benötigte Kraft, um ihre Aufgaben erfüllen zu können.

Noch lagen die bleichen Hände auf ihrem Körper, aber das Schütteln der Arme deutete an, daß sie bereit war, den Sarg nach langen Jahren zu verlassen.

Ihre Finger waren lang und besaßen spitze Nägel. Mit ihnen kratzte sie über die Innenwand des Sargs, bevor sie den Rand an beiden Seiten umfaßte und sich hochstemmte.

Noch bewegte sich der schwere Körper sehr langsam, als wäre er eingerostet. Es dauerte seine Zeit, bis die Bewegungen wieder geschmeidig waren.

Clara Glesius richtete sich auf.

Als sie saß, konnte sie zum erstenmal einen Blick über den Friedhof werfen, der ihr leer erschien und von den Strahlen der hellen Aprilsonne beschienen wurde.

Von den vier Männern sah sie nicht einmal mehr einen Jackenzipfel. Entweder hatten sie den Friedhof verlassen oder sich versteckt. Was ihr im Prinzip egal war, denn sie fürchtete sich nicht vor Menschen. Im Gegenteil, die mußten Angst vor ihr haben.

Noch immer ungelenk verließ sie die alte, nicht zerstörte Totenkiste. Auf nackten Füßen stapfte sie durch weiche Graberde, wobei sie bei jedem Schritt einsackte.

Sie trug ein nur kurzes Totenhemd. Es reichte gerade bis über die Oberschenkel. An einigen Stellen war es zerrissen. Hinter den Löchern schimmerte die gelbliche, schon etwas aufgedunsene Haut, aber die würde sich regenerieren, wenn erst einmal das schwarze Feuer der Liebe entfacht worden war.

Claras braunschwarze Haare waren halblang und verdeckten die Ohren. Schlank war die Frau nicht gerade, eher kräftig. Als sie die ersten Schritte vom Sarg wegging, schaukelten ihre schweren Brüste. Die wulstigen Lippen hatten sich zu einem festgefrorenen Grinsen

verzogen. Diese lebende Tote wußte genau, was sie wollte.
Clara war auch klar, daß sie den Friedhof nicht verlassen konnte, ohne aufzufallen. Deshalb mußte es einfach auf diesem Gelände passieren, und ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem Versprechen des großen Herrn und Meisters.
Noch fühlte sie nichts. Weder in ihrem Innern tat sich etwas, noch strömte von außen her die Kraft auf sie ein.
Doch sie vertraute ihm. Bisher hatte er seine Versprechungen eingelöst, das würde auch so bleiben.
Clara ging weiter.
An dieser Stelle war der Friedhof ziemlich frei. Ungehindert glitt ihr Blick über die Gräber, die Grabsteine und die Wege.
Alles wirkte stumm, verlassen und trotz des hellen Aprilsonnenscheins irgendwie düster.
Wo verbargen sich die vier Männer?
Viel Deckung gab es nicht. Der Bagger war ein guter Platz, ebenso die Hecken in der Ferne.
Sie hatten den Bagger als Versteck genommen, und sie hatten ihren Mut wiedergefunden.
Plötzlich waren sie da. Sie hatten sich mit ihren Werkzeugen bewaffnet, um auf sie einzuschlagen. Ihre Gesichter zeigten eine finstere Entschlossenheit.
Es hatte Karl Lange einige Überredungskünste gekostet, um seine Leute auf die richtige Spur zu bringen. Jetzt aber waren sie davon überzeugt, das Richtige zu tun.
Sie kreisten Clara Glesius ein!
Die »Tote« war stehengeblieben. Sehr langsam bewegte sie den Kopf. Sie wußte, daß man sie erschlagen sollte. Auf den blanken Stellen in den oberen Hälften der Schaufelblätter und Spaten spiegelte sich das Sonnenlicht und warf breite Reflexe, die auch über die Gestalt der Frau strichen.
Die Mimik der Männer zeigte Angst und gleichzeitig auch Entschlossenheit. Wenn sie zwei Schritte vorgingen, wirkte es bei ihnen so, als würden sie überlegen, ob sie nicht lieber wieder einen Schritt zurücklaufen sollten.
Clara erwartete sie. Sie hielt die Arme etwas vorgestreckt und bewegte winkend die Hände, als wollte sie die vier Männer zu sich heranlocken, um mit ihnen abzurechnen.
Noch hielten sich diese zurück. Sie warteten auf den Einsatzbefehl ihres Vorarbeiters.
Karl Lange zögerte noch. Über sein Gesicht rann der Schweiß. Es lag nicht allein an der Hitze, er konnte sich einfach nicht entscheiden, was er tun sollte.
Vielleicht sollte er mit einem guten Beispiel vorangehen. Noch

einmal atmete er tief ein, dann sprang er vor und schwang gleichzeitig seinen Spaten.

Er wollte kurzen Prozeß machen. Das Blatt hatte er schräg gelegt, er betete innerlich, daß man ihn vergeben würde. Noch nie hatte er Ähnliches getan.

Es kam alles anders.

Plötzlich war das Feuer da!

Genau dort, wo die Frau stand, öffnete sich der Boden, Hohe, pechschwarze Flammen schossen in die Höhe und umgaben einen Lidschlag später die Gestalt wie ein tanzender Vorhang. Die Flammen waren so dicht, daß die vier Männer die Person nicht mehr sahen, so stark wurde sie eingehüllt.

Karl Lange befand sich schon auf dem Weg, er wollte auch den Spaten nach unten rasen lassen. Im letzten Augenblick warf er sich zurück, während seine Kollegen aufschrien und sich zurückhielten, denn die schwarzen Flammen waren ihnen nicht geheuer. Wo gab es schon schwarzes Feuer?

Das dachte auch der Mann mit der Schaufel. Karl Lange war stehengeblieben, ohne sich zu rühren. Er wirkte in seiner Haltung wie erstarrt und hörte, wie auch seine Kollegen, aus dem pechschwarzen tanzenden Feuer das rauhe Lachen.

Kein Rauch begleitete die Flammen, Es war eben nicht nur wegen seiner Farbe etwas Besonderes.

In Sekundenschnelle fielen sie zusammen!

Nichts war mehr da, keine Flamme und auch keine lebende Tote.

Der Boden sah völlig normal aus. Das Feuer schien es nie gegeben zu haben, ein Spuk, ein Irrtum, eine Halluzination.

Das hätte man meinen können, wäre da nicht der offene Sarg neben dem Grab gewesen.

So mußten auch die Zeugen zugeben, daß sie sich nicht getäuscht hatten. Dieser unheimliche Vorgang war tatsächlich Realität gewesen. Der Vorarbeiter ließ die Arme sinken.

Drei Augenpaare starrten ihn verständnislos an. Langes Mundwinkel zuckten. »Verdammt!« keuchte er, »glotzt doch nicht so dämlich und blöde. Ich kann doch auch nichts daran ändern! Es ist nun mal passiert. Sie haben eine lebende Tote ausgegraben, einen Zombie, der… der …«

»Das müssen wir melden«, sagte Erwin mit tonloser Stimme. »Das müssen die Bullen wissen!«

»Klar, natürlich. Aber, wer wird uns glauben?«

Karl Lange bekam eine Antwort, die er sich auch selbst hätte geben können.

Schulterzucken…

***

Seit einer Stunde saß Kommissar Mallmann in seinem Büro, schaute aus dem Fenster und sah dahinter den herrlichen, klaren Tag. Das war ein Wetter, um zu sündigen, spazierenzugehen oder mit einem Autohändler über einen neuen Wagen zu diskutieren, denn sein alter Manta war schon fast museumsreif.

Daß der gute Will nichts davon tat, sondern im Büro blieb, hing eben mit seinem Pflichtbewußtsein zusammen und auch damit, daß er einiges aufzuarbeiten hatte und sich an gewissen Dingen störte, die ihm gar nicht in den Kram passen wollten.

Nicht daß er in dieser Stunde nur aus dem Fenster geschaut hätte, nein, der Mann mit der gebogenen Römernase und dem mittlerweile licht gewordenen Haar dachte über Geschehnisse nach, die logisch nicht zu erklären waren.

Er stand auf und verließ den Raum. Im Flur des BKA-Gebäudes in Wiesbaden stand ein Kaffee-Automat, an dem er sich bediente. Der Kaffee schmeckte zum Abgewöhnen, doch unter den Mitarbeitern gab es genügend Masochisten, die immer wieder von der alten Brühe tranken.

Mit dem Pappbecher in der Hand ging Kommissar Mallmann zurück in sein Büro, pflanzte sich hinter den Schreibtisch und wartete ab.

Hin und wieder schaute er auf die Uhr. Er erwartete einen Besucher. Wie er den Mann, den er als seinen Freund einschätzte, kannte, war er immer pünktlich.

Noch einmal schaute er in die Akten. Eigentlich war es ein Wahnsinn, aber eben nicht zu ändern. Was geschehen war, das konnte nicht mehr wegdiskutiert werden.

Das Summen des Telefons riß ihn aus seinen Gedanken. Er hob ab und hörte die Frauenstimme, die einen Besucher meldete, der an der Zentrale stand.

»Ja, ich komme.«

»Ach, Sie holen ihn selbst ab, Herr Kommissar?«

»So ist es.«

Will legte auf, trank den Rest der Brühe und streifte sein dünnes Jackett über. Auf seinem Gesicht lag ein Lächeln, als er das Büro verließ. Auch noch, als er den Fahrstuhl verließ und die Halle betrat.

Sein Besucher hatte es sich in einem Sessel bequem gemacht und las in einer Zeitung. Er hatte den Kommissar noch nicht gesehen, und Mallmann näherte sich ihm mit leisen Schritten.

Erst als er dicht vor ihm stand, räusperte er sich und fragte: »Seit wann kannst du lesen, John Sinclair…?«

***

Ich ließ die Zeitung sinken, in die ich mich vertieft hatte. Aus meiner sitzenden Haltung schaute ich zu meinem deutschen Freund und

Kollegen hoch, der lächelnd vor mir stand.

»Will, du alter Feuerfresser und Rallye-Fahrer. Ich habe dich nicht gehört.«

»Das sagen viele und wundern sich dann, wie der alte Mallmann zuschlägt.« Er streckte mir die Hand entgegen, die ich kräftig drückte, bevor ich Will zur Begrüßung auf die Schultern schlug.

Ohne Grund hatte er mich nicht nach Germany geholt, obwohl ich lieber in London geblieben wäre, denn in den vergangenen Wochen war ich quer durch Europa gereist und hatte zuletzt in Irland gegen die Drachen-Lady gekämpft. [1]

Nach meiner Rückkehr hatte mich Wills Anruf aus der Ruhe gerissen. Nun war ich bei ihm.

»Wie bist du gekommen?«

»Mit einem Leihwagen!«

Er schaute mich böse an. »Dann traust du meinem Manta nichts mehr zu, wie?«

»Doch, schon, aber ich wollte dich nicht um diese Zeit zum Frankfurter Flughafen jagen. Es reicht, wenn ein Beamter mit dem morgendlichen Verkehr zu kämpfen hat.«

»Darf ich mal lachen?«

»Aber erst, wenn du gesagt hast, weshalb ich das wolkenfreie London verlassen mußte.«

»Okay, John, wir werden in die Kantine fahren. Dort können wir über alles reden.«

»Durst habe ich auch…«

Will unterbrach mich. »Solltest du Kaffee meinen, da möchte ich dir von abraten. Es wäre falsch, ihn zu trinken. Der schmeckt wie gefärbtes Wasser, in dem jemand alte Socken ausgekocht hat. Widerlich, kann ich dir sagen.«

»Ich werde schon etwas finden.«

Wir gingen in die Kantine, die um diese Zeit fast leer war. An der Selbstbedienungstheke versorgte ich mich mit Mineralwasser und einem Sandwich. Hier in Deutschland sagte man ja belegtes Brötchen dazu.

Wir setzten uns ans Fenster. »Worum geht es denn im einzelnen?« fragte ich den Kommissar.

»Iß erst dein Brötchen.«

»Okay.«

Will nuckelte an einem Glas Orangensaft. Ich hatte Zeit, ihn mir anzuschauen. Gut sah er aus, leicht gebräunt, als wäre er frisch aus dem Urlaub gekommen. Die Falten waren zahlreicher geworden, vielleicht lag es auch an den Sorgen, die ihn plagten.

Mit Mineralwasser spülte ich nach und wischte mit einer Serviette die Lippen blank. »So, jetzt kannst du anfangen. Du hast mir am

Telefon nur von Zombies erzählt.«
»Dabei bleibe ich auch.«
»Okay, und wie weiter?«
»Die Zombies verschwanden.«
»Das weiß ich auch. Man hat da von einem schwarzen Feuer gesprochen, wenn ich mich nicht irre.«
Mallmann lehnte sich zurück. »So ist es, John. Schwarzes Feuer, vielleicht Höllenfeuer?« Er schaute mich fragend an.
»Keine Ahnung.«
Will trank einen Schluck Saft und schüttelte sich. »Künstliches Zeug«, sagte er. »Gut, ich will von vorn anfangen. Es passierte bei uns in Norddeutschland.«
»Wo?«
»Schleswig Holstein. Dort wollte man neue Grabstellen schaffen. Alte Gräber wurden eingeebnet und…«
Will redete einige Minuten. Er berichtete davon, daß auf verschiedenen Friedhöfen Gräber gefunden worden waren, wo die Toten nach fünfzig Jahren noch nicht verwest waren. »John, die stiegen aus ihren Särgen, gingen über den Friedhof, dann erschien plötzlich schwarzes Feuer aus dem Boden und verschluckte sie.«
Ich schaute den deutschen Kommissar an. »Bei allen dreien geschah das gleiche?«
»Ja.«
»Verwandt waren sie nicht?«
»Nein, die Namen lauten Clara Glesius, Edwina Harmsen und Brunhilde Thorm.«
»Wie lange waren die tot?«
»Alle drei seit fünfzig Jahren. Als man die Gräber öffnete, waren weder die Leichen verwest, noch die Särge zerstört. Hinzu kam das schwarze, rauchlose Feuer.« Er beugte sich vor. »John, ich sage dir, da ist etwas im Busch.«
»Glaube ich auch. Ich frage mich nur, weshalb du mich geholt hast?«
»Ist das nicht ein Fall für dich?«
»Im Prinzip schon. Nur hätten wir uns auch in Hamburg treffen können. So müssen wir hoch nach…«
»Erstens werden wir fliegen, und zweitens möchte ich mit dir zuvor noch einen Besuch machen.«
»Wo und bei wem?«
»Hier in der Nähe wohnt eine gewisse Helga Thorm. Sie arbeitet als Einkäuferin für ein Kaufhaus.«
»Lebt sie in Wiesbaden?«
»Etwas nördlich, in der Nähe von Kaub.«
Ich zwinkerte Mallmann zu. »Tätowiert ist sie wohl nicht, oder?«
Dabei spielte ich auf einen Fall an, der gar nicht mal lange zurücklag,

und den wir gemeinsam durchstanden hatten.

»Keine Sorge, wir bleiben am Rhein. Die Dame wohnt in Kaub.«

Will blickte auf die Uhr. »Sollen wir?«

Ich war einverstanden. »Mein Wagen parkt draußen.«

»Traust du dich nicht mehr in den Manta?« Will grinste mich an.

»Nur wenn ich muß.«

»Was fährst du denn?«

»Einen BMW der 3er-Serie.«

»Viel mehr Platz hast du da auch nicht. Ich habe ihn schon ausprobiert.« Während wir zum Parkplatz gingen, berichtete mir Will, wie zahlreich die Autoprospekte gewesen waren, die er in den letzten Wochen wieder gewälzt hatte.

Ich fragte ihn zwischendurch, ob er fahren wollte, doch er winkte ab. »Nein, nein, ich spiele heute den Beifahrer.«

Wegen der grellen Sonne setzte ich die dunkle Brille auf. Mallmann ließ sich trotzdem herab, mir den Weg zu sagen. Über die Autobahn fuhren wir nicht. Wir hielten uns rechtsrheinisch auf der B 42, die parallel zum Strom entlangführte. Erst vor kurzem war sie überschwemmt worden.

Auch ich empfand den Tag als herrlich. Der Weg führte uns durch bekannte Weinorte wie Geisenheim und Rüdesheim. Am liebsten wäre ich ausgestiegen und hätte mich auf die Terrasse eines der zahlreich vorhandenen Weinlokale gesetzt, um so den Tag zu genießen.

Der Verkehr hielt sich auch in Grenzen. Ich hatte das Stahlschiebedach geöffnet, der warme Wind fuhr in den Wagen und wirbelte hinter uns. Ich berichtete von meinen letzten Fällen, wir kamen aber auch auf den aktuellen zu sprechen.

Mallmann sagte: »Ich habe sogar Fotos der Frauen auftreiben können!«

Ich war überrascht. »Als Zombies oder…«

»Keineswegs als Zombies. Die alten Aufnahmen. Bilder, die vor fünfzig Jahren geschossen wurden.«

»Ach so.«

»Ich habe sie bei mir und werde sie dir später zeigen.« Er drückte sich tiefer in den Sitz. »Du kannst den Ort Kaub nicht verfehlen, wenn du nicht auf dieser Straße hältst.«

»Was hast du denn vor?«

»Die Sonne hat mich schläfrig gemacht. Ich werde ein wenig die Augen schließen.«

»Das habe ich gern…«

Will lachte auf. »Was beschwerst du dich eigentlich, John? Wären wir mit meinem Wagen gefahren, hättest du ein Nickerchen machen können. So bin ich in der glücklichen Lage.« Er nickte mir noch einmal zu und schlief tatsächlich schnell ein.

So rollte ich praktisch allein durch diese herrliche Rheinlandschaft. Es war eine Gegend, die mir immer wieder gefiel und die ich auch seit Jahren kannte. Die Weinberge, die alten Burgen, die stolz auf den Gipfeln standen, der breite Strom mit seinen zahlreichen Schiffen, das Grün der Wälder – Romantik pur.

Die Orte, die wir passierten, wirkten gepflegt, wie herausgeputzt, als hätte der Frühling die Bewohner dazu verleitet, sich besonders anzustrengen.

Ich konzentrierte mich natürlich mehr auf das Fahren und dachte zwangsläufig auch über den neuen Fall nach.

Er war ungewöhnlich genug. Da stiegen drei seit fünfzig Jahren tote Frauen aus ihren Gräbern, nur um wenig später von einem schwarzen Feuer erfaßt und verbrannt zu werden.

Tatsächlich verbrannt?

Das wollte mir nicht so recht in den Kopf. Es konnte durchaus sein, daß etwas anderes mit ihnen geschehen war, daß eine dunkle Seite der Magie sie in ihren Klauen hielt.

Mit Zombies, die sie ja irgendwie waren, hatte ich schon des öfteren zu tun gehabt. Aber nicht mit untoten Wesen, die kurz nach Verlassen ihrer Grabstätten wieder auf so ungewöhnliche Art und Weise verschwanden. Da steckte mehr dahinter.

Nur – was?

Ich hoffte, von dieser Helga Thorm etwas Aufklärung zu finden.

Wenn sie eine Großnichte der Brunhilde Thorm gewesen war, hatte sie ihre Großtante sicherlich nicht mehr gekannt. Vielleicht wußte sie so mehr über sie.

Der Motor des BMW schnurrte weich wie eine zufriedene Katze.

Mit dem Wagen hatte ich keinerlei Probleme. Wir rutschten über die Bahn, ich schaute auch auf die Schilder und erkannte, daß es bis zum Ziel nur mehr zehn Kilometer waren.

Ein anderes Geräusch gefiel mir überhaupt nicht. Es waren sägende, mal dunkle, mal helle Töne. Ich brauchte nur nach rechts zu schauen, um die Ursache erkennen zu können.

Der gute Will Mallmann schnarchte leise vor sich hin.

Schnarchgeräusche machen mich nervös. Auch wenn es nur noch ein kurzes Stück zu fahren war, wollte ich sie nicht unbedingt mit anhören wollen. Deshalb stieß ich Will an.

»Was ist, was ist?« Er schreckte hoch und hätte sich fast den Kopf am Wagenhimmel gestoßen.

»Penn weiter, aber hör auf zu schnarchen!«

Will wischte über sein Gesicht. »Dabei hatte ich gerade so herrlich geträumt.«

»Und was?«

»Von einem Urlaub am Meer.«

»Und den Mädchen.«
»Auch.«
»Wir sind aber gleich da.«
»Schon?« fragte er erstaunt.
Ich lachte. »Das macht der schnelle Wagen.«
»Hör auf, Mensch. Auch du mußt dich an die Geschwindigkeitsbegrenzung halten.« Mallmann rieb seine Augen, schaute aus dem Fenster und nickte. »Du hast recht, das ist schon Kaub.« Er deutete nach vorn.
»Weißt du eigentlich genau, wo wir da hinmüssen?«
»Nein, aber an der nächsten Tankstelle kannst du mal halten. Da werde ich fragen.«
Das geschah nicht mal eine halbe Minute später. Will stieg aus, auch ich verließ den Wagen und vertrat mir auf dem Gelände der Tankstelle die Beine.
Vom Rhein her wehte ein etwas kühlerer Wind, der sanft über meine Gesichtshaut fuhr. Es war eigentlich schon zu warm für April. Wegen der umgeschnallten Beretta hatte ich mein Jackett anbehalten.
Will erschien an der Tür des Kassenhäuschens, bedankte sich noch einmal und kam mir lachend entgegen.
»Was freust du dich so?«
»Das kann ich dir sagen. Wir brauchen nicht weit zu fahren. Ein paarmal um die Ecke, dann sind wir da. Helga Thorm wohnt ziemlich nah am Rhein, das sagte der Tankwart.«
»Kennt er sie denn?«
»Ja.«
»Und?«
»Sie fällt auf, weil sie einen weißen Porsche fährt. Zwar ein älteres Modell, aber immerhin.«
»Das ist in der Tat auffallend«, gab ich zu.
Der Weg, Will hatte jetzt das Lenkrad übernommen, führte uns vom eigentlichen Ortskern weg und dem Rhein entgegen. Wir rollten über eine Stichstraße, die dort endete, wo man mit einer Fähre übersetzen konnte.
Wir aber mußten zuvor abfahren. Über eine Straße, die nur Gassenbreite aufwies, und teilweise mit Katzenköpfen gepflastert war, rollten wir vorbei an alten Hausfassaden, in denen die Winzer ihre Keller untergebracht hatten.
Als Eingänge in die Läger und Keller dienten oft große Tore, die zumeist grün angestrichen worden waren.
Vor einem dieser Häuser stand auch ein weißer Porsche. Mit der rechten Seite so dicht an der Mauer, daß er sie fast berührte. Wir stoppten hinter dem Wagen, stiegen aus, wobei Will Mallmann kopfschüttelnd an der Hausfront entlangblickte. »Hier soll sie

wohnen?« fragte er.

»Sieh mal zum Dach hoch«, schlug ich vor.

Will legte den Kopf weiter zurück und pfiff durch die Zähne. »Ja, du hast recht. Das sieht anders aus.«

Auf das alte Gebäude hatte man ein anderes gebaut. Es war moderner, in einem strahlenden Weiß gehalten und von großen Fensterscheiben durchbrochen. So sahen Wohnungen der Luxusklasse aus. In dieser prächtigen Lage mußte man bestimmt einiges an Mietzins dafür auf den Tisch legen.

Einen normalen Eingang, wo wir auch ein Klingelschild hätten finden können, entdeckten wir nicht. Was uns blieb, war das große, grüngestrichene Tor.

»Dann wollen wir mal«, sagte Will und hatte seine Hand bereits auf die Klinke gelegt.

Er mußte sich anstrengen, um das Tor aufzuziehen. Kühlere Luft quoll uns entgegen. Irgendwie hatte ich auch das Gefühl, als würde sie nach Wein riechen.

Wir betraten den düsteren Keller und sahen eine Frau, die ein Kopftuch umgebunden hatte. Sie drehte uns den Rücken zu. Dabei sortierte sie Weinflaschen. Das Glas klirrte gegeneinander. Die Geräusche übertönten unsere Schritte. Erst als sich Will Mallmann laut räusperte, schnellte die Frau hoch, und fuhr herum.

»Hach«, sagte sie und legte eine Hand auf die Brust. »Was haben Sie mich erschreckt.«

»Das wollten wir nicht«, sagte Will und grüßte freundlich. »Wir möchten gern mit Helga Thorm reden.«

»Ja und?«

»Wir sind verabredet.«

»Ach so, ja.« Die Frau wischte mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn. Dann putzte sie die Haut an ihrem bunten Kittelstoff wieder trocken. »Gehen Sie einfach durch.« Sie wies in die Düsternis des Kellers hinein. »Wo die Regale an der linken Seite aufhören, da finden Sie eine Metalltür, die nicht verschlossen ist. Die öffnen Sie und halten sich links. Soweit ich weiß, befindet sich Frau Thorm im Keller.«

»Sortiert sie auch Flaschen?« fragte Will.

»Nein, sie hat damit nichts zu tun. Sie ist unsere Mieterin. Mein Mann und ich haben aufgestockt, Sie verstehen?«

»Natürlich. Dann viel Spaß noch.«

Sie lachte. »Die Arbeit muß ja einer machen. Wir Winzer sind das ganze Jahr über beschäftigt.«

An der linken Seite zog sich ein langes und auch bis zur Decke reichendes Regal hin. In ihm lagerten unzählige Weinflaschen. Teilweise leer, andere wiederum waren voll.

Kartons und Kisten markierten den Weg an der anderen Gangseite.

Die Anschrift des Weingutes war in dicken, roten Buchstaben aufgedruckt worden.

Will sah die Tür zuerst, zog sie auf, ging vor und schuf mir anschließend Platz.

Wir standen wieder in einem Kellerraum. Er war ziemlich feucht.

Unter der Decke brannte eine einfache Lampe. Ihr Schein fiel auf eine Treppe, die in die Höhe führte.

»Die nehmen wir nicht«, sagte Will.

»Glaubst du denn, daß sich Helga Thorm noch im Keller befindet?«

»Nachschauen kostet nichts.«

»Okay, dann geh vor.«

Der Keller war leicht zu finden. Eine braun gebeizte Tür verwehrte uns noch den Eintritt. Will zog sie auch diesmal auf und blieb überrascht stehen.

»Was ist denn?«

Der Kommissar gab mir keine Antwort. Er trat tiefer in den Keller hinein. Auch hier brannte Licht, aber es wurde von den Wänden fast absorbiert, denn man hatte sie mit schwarzer Farbe bestrichen.

»Jetzt schau dir das an«, sagte mein deutscher Freund und schüttelte den Kopf.

Ich blickte mich um. »Das ist in der Tat mehr als komisch«, flüsterte ich.

»Wer streicht seinen Keller schon schwarz?«

Ich hob die Schultern. »Das kann jeder so halten, wie er lustig ist. Nur finde ich es in diesem Fall gerade ungewöhnlich.«

»Nicht nur das, John. Ein schwarzer Keller, ein schwarzes Feuer, das muß etwas zu bedeuten…«

Das letzte Wort sprach Will Mallmann nicht mehr, denn vor uns, etwa in der Mitte des viereckigen Raumes hörten wir das Zischen, als würde irgendwo Gas ausströmen.

Gas war es nicht, etwas anderes!

Aus dem Boden schossen plötzlich schwarze Flammen hervor und hüllten gleichzeitig eine Gestalt ein, die wir vorher nicht gesehen hatten, weil sie nicht dagewesen war.

Helga Thorm!

***

Will Mallmann hatte ihre Namen geflüstert, was mir völlig ausreichte, denn ich enthielt mich einer Bemerkung. Aber ich dachte daran, was mir Will über die Zeugen berichtet hatte.

Auch sie hatten von einem schwarzen Feuer gesprochen, das die Leichen nach deren Rückkehr aus den Gräbern umtanzte. Ein Feuer, das keine Hitze erzeugte, das rauchlos war und das sich uns genauso präsentierte.

Ohne es zu wollen, waren wir zurückgewichen. Eine erste Schreckreaktion. Ich fing mich als erster und bat Will, hinter mir zu bleiben.

Es waren magische Flammen, und magisches Feuer konnte nur mit Magie bekämpft werden.

Ich besaß die nötigen »Waffen«.

Ohne die Flammen und die sich darin abzeichnende Gestalt aus den Augen zu lassen, streifte ich die Kette über den Kopf, an der mein Silberkreuz hing.

Sicherheitshalber hielt ich es in der Hand verborgen. Ich wollte versuchen, erst einmal ohne Magie herauszubekommen, weshalb und wieso das Feuer entstanden war.

Dabei konzentrierte ich mich auf die Frau.

Sehr deutlich war sie nicht zu sehen, aber ich erkannte, daß sie nichts am Körper trug. Die Arme hatte sie erhoben, ihre Finger fanden sich über dem Kopf und bildeten zusammen mit den Armen und den Schultern ein Dreieck. Die Flammenspeere trieben wie seidene Tücher an ihrer Gestalt vorbei, ließen sie mal verschwimmen, dann wieder deutlicher erscheinen oder verzerrten den Körper mit der blassen, hellen Haut ins Groteske.

Die Frau besaß lange Haare. Sie wirkten wie erstarrter Teer und besaßen die gleiche Farbe wie die Flammen, nur eben dichter und auch viel dicker.

Etwa eine halbe Schrittlänge vom Rand der Flammen entfernt, die einen Kreis bildeten, blieb ich stehen. Ich konzentrierte mich auf das Gesicht der Frau.

Schmal zeichnete es sich inmitten der schwarzen, fallenden Haare ab. Eine kleine Nase, eine hohe Stirn, ein ebenfalls kleiner Mund, ansonsten die blasse Haut.

Die Frau drehte sich innerhalb der Flammen. Sie hielt die Augen halb geschlossen, auf dem Gesicht lag der Ausdruck eines tief empfundenen Genusses.

Mir war klar, daß sie sich in einer Trance befand. Dennoch wollte ich sie ansprechen.

»Sind Sie Frau Thorm?«

»Ja, die bin ich.«

»Wir wollten mit Ihnen reden.«

»Das geht nicht«, flüsterte sie und drehte sich weiter innerhalb der Flammen. »Ich… ich habe soeben die große Erleuchtung. Ich weiß, daß die Liebe jetzt stärker ist. Meine Großtante hat es immer gewußt, sie hat es mir hinterlassen, nun weiß ich es auch. Ich habe es am eigenen Leibe erfahren.«

»Wessen Liebe?«

»Seine Liebe.«

»Genauer!«

Sie wollte reden, aber etwas anderes, Unheimliches geschah, denn auf drei der Flammenspitzen sah ich plötzlich so etwas wie Gesichter. Fratzenhafte Grimassen von jungen Frauen, die keinen Körper besaßen. Den bildeten die Flammen.

Ich hörte hinter mir Wills Kommentar. »Verdammt, eine davon ist die Großtante.«

Meine Konzentration galt den Gesichtern. Den Grund für ihr Erscheinen wußte ich nicht. Ich fragte noch einmal nach, und aus dem Feuer wehte mir ein leises Lachen entgegen, bevor sie mir zu dritt die gleiche Antwort gaben wie Helga.

»Seine Liebe ist so groß, daß sie es schafft, den Prozeß der Verwesung zu stoppen.«

»Wessen Liebe denn?« rief ich, wobei ich einen bestimmten Verdacht hatte, mich jedoch irrte, denn die Antwort riß mich fast um.

»Die des Spuks…«

***

Im gleichen Augenblick fielen die Flammen zusammen. Wieder hörten wir das Zischen, dann waren sie verschwunden. Der Steinuntergrund, auf dem wir standen, hatte sie aufgesaugt.

Die Liebe des Spuks!

Über diese Antwort dachte ich nach und schlug mir gegen die Stirn. Das konnte doch nicht wahr sein. Was hatte der Spuk, dieses gestaltlose, völlig schwarze Urwesen und der letzte der Großen Alten mit dem Begriff Liebe zu tun? Nichts, überhaupt nichts. Wenn es tatsächlich so sein sollte, war es eine pervertierte Form des Begriffs Liebe, die in der Lage sein sollte, den Prozeß der Verwesung zu stoppen.

Das wollte mir nicht in den Kopf.

»John, hast du gehört, was ich gehört habe?« fragte Will Mallmann hinter mir.

»Und ob.«

»Was sagst du?«

Tja, was sollte ich sagen. Ich war das, was man mit dem Wort ratlos umschreiben konnte.

»Liebe«, flüsterte der Kommissar, »was hat, verdammt noch mal das Wort Liebe mit dem schwarzen Feuer oder dem Spuk zu tun? Kannst du mir das erklären?«

»Nein!«

»Und dennoch muß es eine Verbindung geben«, erklärte der Kommissar. »Die Liebe allein schafft es, daß ein Körper nicht mehr verwest. Darüber sollte man mal nachdenken.«

»Lieber nicht«, widersprach ich. »Du drehst vielleicht noch durch.«

»Ach, hör auf.« Will schaute sich um. In diesem Kellerraum fand er nichts, nur eben die schwarz gestrichenen Wände. Auch den Boden untersuchten wir. Ich hatte gehofft, auf den Steinen einen Hinweis zu finden, das war nicht der Fall. Wir entdeckten weder Düsen noch Öffnungen, aus denen das schwarze Feuer hätte strömen können.

»Was war sie?« fragte der Kommissar leise. »War sie ein Mensch im Feuer oder nur ein feinstofflicher Körper?«

»Ich tippe auf letzteres.«

»Wo ist denn der Mensch geblieben?«

Ich sah die fragenden Augen meines deutschen Freundes und konnte nur die Schultern heben. »Vielleicht gibt es ihn gar nicht.«

»Und wer hat dann den Porsche gefahren?«

»Das weiß ich auch nicht, aber ein Geist bestimmt nicht. Sie war schließlich an der Tankstelle bekannt.«

Mallmann knetete sein Kinn. »Weißt du, John, mich würde mal ihre Wohnung interessieren.«

»Du sprichst mir aus der Seele.«

»Worauf warten wir denn noch?« Mallmann hatte es sehr eilig.

Vor mir verließ er den Keller. Ich blieb noch für die Dauer einiger Sekunden und dachte über das Phänomen nach, ohne allerdings eine Lösung zu finden. Was sich hier getan hatte, hing unmittelbar mit dem Spuk zusammen. Er war der letzte der großen Alten. In seiner Welt, der absoluten Finsternis, wurden die Seelen der getöteten Dämonen nicht für immer gefangengehalten, sie erlebten dort auch die ewige Qual und Pein, die kein Ende nehmen würde.

Auf der Treppe holte ich den Kommissar ein. Nicht auf der Kellertreppe, sondern schon im Hausflur, der zu dem gesamten Gebäude paßte, denn er war sehr breit angelegt worden. An den Wänden klebten alte Plakate. Sie alle zeigten als Motiv eine Werbung für den Deutschen Wein, der auch wirklich hervorragend war.

Oberhalb der ersten Etage änderte sich das Bild. Hier war aufgestockt worden. Ein weites, luftiges Treppenhaus, durch dessen großes Fenster Licht strömte. Die Wände zeigten einen hellen Anstrich, ebenso wie die breite Tür zur Wohnung der Helga Thorm.

Aus der Wand schaute der Klingelknopf hervor, den Will Mallmann kurzerhand drückte. In das Klingeln hinein sagte er: »Es hat sowieso keinen Zweck, aber…«

In den Satz hinein wurde die Tür geöffnet. Wir beide bekamen vor Staunen den Mund kaum zu.

Vor uns stand Helga Thorm!

Diesmal aus Fleisch und Blut!

***

Die schwarzen Haare hatte sie zur Seite gekämmt und dort zu einem

Zopf gebunden, in dem drei weiße Schleifen steckten. Sie besaßen die gleiche Farbe wie das teure Leinenkostüm mit der langen Jacke und dem kurzem Rock, der noch weit oberhalb der Knie endete und die gebräunten schlanken Beine sehen ließ.

Wir mußten wohl beide dumm aus der Wäsche geschaut haben, denn ihr Lachen perlte uns entgegen. »Nein«, sagte sie, »was starren Sie so entgeistert. Ist was mit mir?«

»Nichts«, sagte Will leise und warf mir einen hilfesuchenden Blick zu.

»Wollten Sie überhaupt zu mir?«

Ich hatte mich wieder gefangen. »Das schon, wenn Sie Helga Thorm sind.«

Sie nickte uns zu. »Das bin ich tatsächlich. Aber wer sind Sie? Außerdem stehe ich unter Zeitdruck. Ich möchte Sie doch bitten, sich kurz zu fassen.«

Will Mallmann stellte uns vor. Diesmal bekam die Frau große Augen, als sie hörte, welch einen Beruf Will ausübte.

»Von der Polizei sind sie.« Helga hob die Schultern und zeigte ein unsicheres Lächeln auf ihrem dezent geschminkten Gesicht, bevor sie es mit einem alten Witz versuchte. »Habe ich vielleicht falsch geparkt, meine Herren?«

»Das haben Sie nicht, Frau Thorm. Wir möchten uns gern wegen einer anderen Sache mit Ihnen unterhalten.«

»Bitte.«

»Können wir nicht reinkommen.«

»Selbstverständlich, wenn Sie mir Ihren Ausweis gezeigt haben.«

Das taten wir. Erst anschließend durften wir eine tolle Wohnung betreten, deren zum Rhein gelegene Seite fast nur aus großen Fensterscheiben bestand.

Der Blick über den Strom war prächtig. Vom anderen Ufer her grüßten die Weinberge. Schiffe pflügten durch das graue Wasser und schoben weiße Bärte vor sich her. Wimpel flatterten im Wind, der Ort an der anderen Seite hatte geflaggt.

»Gefällt Ihnen die Aussicht?« fragte mich die Frau.

Ich drehte mich um. »Sie ist einmalig.«

»Das stimmt.« Sie nickte und schleuderte ihr Haar zurück. »Was kann ich Ihnen anbieten?«

»Nichts, danke.«

»Für Sie auch nicht, Kommissar?«

»Nein.«

»Dann werde ich auch nichts nehmen. Aber setzen dürfen Sie sich.« Frau Thorm, ich schätzte sie auf knapp über 30, deutete auf eine braune Ledergarnitur. Der Tisch davor bestand aus Acryl und konnte auseinandergeschoben werden.

Das war die Wohnung einer Frau, die nicht gerade zu den kleinen

Verdienern zählte.
Aber war diese Frau auch identisch mit der Person, die wir in dem schwarzen Feuer gesehen hatten?
Es kam mir unwahrscheinlich vor. Der Keller und diese Wohnung hier waren zwei verschiedene Welten. Wenn dem so war, wie wir es gesehen hatten, dann mußte diese Person vor mir aus zwei Teilen bestehen.
Sie bemerkte meinen Blick und lachte wieder. »Jetzt schauen Sie aber wie ein Polizist.«
»Das bin ich nun einmal.«
Helga Thorm warf einen Blick auf ihre sportliche Cartier-Uhr mit dem blauen Lederarmband. »So, meine Herren, wenn Sie dann zur Sache kommen würden?«
»Sofort.« Will Mallmann griff in die Innentasche des Jacketts und holte drei Fotos hervor. Daß sie älter waren, sah man sofort. Die Schwarzweiß-Aufnahmen zeigten auf der Oberfläche und an ihren Randen den Gilb.
»Schauen Sie sich die Aufnahme bitte genau an, Frau Thorm«, bat Will und reichte ihr das erste Foto. »Es zeigt Clara Glesius. Kennen Sie die Dame?«
Sie nahm die Aufnahme mit spitzen Fingern entgegen. »Ein altes Foto«, stellte sie fest.
»Sehr richtig.«
»Müßte ich die Frau kennen, Kommissar?«
»Das wäre möglich.«
Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, die habe ich noch nie zuvor gesehen.«
»Auch dann nicht, wenn Sie länger nachdenken?«
»Dazu bleibt mir leider nicht die Zeit.«
»Bitte, dann das nächste.« Diesmal war es Edwina Harmsen, deren Foto von Helga Thorm betrachtet wurde.
»Nein«, sagte sie leise und kopfschüttelnd. »Auch mit dem Bild kann ich beim besten Willen nichts anfangen. Tut mir sehr leid für Sie, Kommissar.« Sie legte die Aufnahme weg und holte aus einem Kästchen eine Zigarette mit weißem Mundstück.
Ich reichte ihr Feuer. Als sie den ersten Rauch ausgestoßen hatte, lag Foto Nummer drei bereits vor ihr auf dem Tisch. »Und diese Person kennen Sie auch nicht?« fragte Will leise.
Helga Thorm starrte auf das Bild, von uns dabei beobachtet. Doch sie reagierte anders als beim Betrachten der ersten beiden Aufnahmen. Ein langsames und bedächtig wirkendes Nicken deutete es an. »Ja, diese Frau kenne ich. Zwar nicht persönlich, aber…«
»Es ist Ihre Großtante Brunhilde Thorm!«
Helga hob den Blick. Ich sah in ihre dunklen Augen und glaubte, tief

in den Schächten der Pupillen einen lauernden Ausdruck erkennen zu können. Die Zigarette verqualmte im Ascher. Sie kippte mit dem Filter zuerst und blieb auf dem Tisch liegen.

»Woher haben Sie das Bild?« fragte sie leise.

»Kennen Sie die Frau, oder kennen Sie die Person nicht?« Mallmann ließ sich nicht beirren.

»Nicht persönlich«, erwiderte sie. »Ich bin 1955 geboren, da war sie längst tot.«

»Wohnten Sie schon immer hier?«

»Ja, meine Eltern zogen aus Holstein weg. Ich bin jetzt praktisch allein, weil keine Verwandten mehr leben.« Sie atmete tief durch und legte die Zigarette in den Ascher. »Wie sind Sie an das Foto gekommen? Sie als Polizisten? Ist meine tote Tante in irgendeinen Fall verwickelt gewesen, der erst fünfzig Jahre später aufgerollt wird?«

»Das kann man sagen.«

»Und in welchen?«

Ich hatte eine andere Frage. »Sagen Sie mal, Frau Thorm, glauben Sie eigentlich an die Liebe?«

Sie schüttelte unwillig den Kopf. »Was soll die Frage? Finden Sie nicht, daß dies etwas indiskret ist. Oder wollen Sie mich auf meinen geschiedenen Mann ansprechen?«

»Keinesfalls, ich habe es ernst gemeint. Als wie stark schätzen Sie die Liebe ein?«

»Manchmal ist sie sehr stark, dann wiederum weniger. Das ist von Fall zu Fall verschieden.«

»Glauben Sie auch, daß Liebe über den Tod hinaus noch bestehen kann? Daß sie vielleicht stärker ist?«

»Das sagt man manchmal. Aber worauf wollen Sie…?«

»Augenblick, Frau Thorm, lassen Sie mich weitersprechen. Glauben Sie auch daran, daß Liebe stark genug sein kann, um bei einem Toten den Prozeß der Verwesung erst gar nicht einzuleiten?«

Die Frage hatte sie kalt erwischt. Als würde sich Helga Thorm vor mir ekeln, so drückte sie ihren Körper zurück in die Rückenpolster der Ledercouch. »Sind Sie eigentlich noch gescheit, mich so etwas Irrsinniges zu fragen?«

»Mein Kollege hat es nicht ohne Grund getan.«

»Der spinnt doch!« Sie sprang auf und lief zum Fenster, um auf den Rhein zu starren.

Will hob die Schultern, bevor wir beide uns erhoben. Ich ging auf Helga zu und blieb dicht hinter ihr stehen. Unsere Gesichter zeichneten sich schwach in der Scheibe ab. »Ich habe Sie nicht grundlos gefragt, Frau Thorm, glauben Sie mir. Es steckt etwas dahinter.«

»Und was?« fragte sie scharf und fuhr dabei herum.

»Das hängt mit ihrer Großtante zusammen.«
»Mit der toten?« Sie lachte bei der Frage unecht.
»Ich weiß nicht, ob sie tot ist.«
Jetzt trat sie zur Seite, weil sie mich anschauen mußte. Die dunklen Augenbrauen wuchsen aufeinander zu, da sie ihre Stirn gerunzelt hatte. »Ich möchte, daß Sie meine Wohnung verlassen. Ich bin nicht mehr bereit, mir einen so blühenden und auch perversen Unsinn anzuhören.«
»Wir haben Gründe, Frau Thorm.«
»Ach – und welche?«
»Man hat erlebt, wie Ihre Großtante, als ihr Grab geöffnet wurde, unversehrt in ihrem ebenfalls unversehrten Sarg gefunden worden ist. Nicht nur das, sie hat es sogar geschafft, den Sarg zu verlassen. Sie war eine lebende Tote; ein weiblicher Zombie, wenn ich diesen Ausdruck einmal gebrauchen darf.«
Helga Thorm sah aus, als wollte sie mir im nächsten Augenblick ins Gesicht springen. Sie lief rot an, schnappte nach Luft – trotzdem, mir kam die Reaktion überspielt vor. Dann fragte sie in einem relativ ruhigen Ton: »Sind Sie tatsächlich Polizeibeamter?«
»Sie sahen meine Legitimation«, meldete sich Will. »John Sinclair ist ein Kollege aus London.«
»Ich überlege nur, wie Polizisten einen solchen Unsinn erzählen können.«
»Es ist kein Unsinn!«
Sie trat heftig mit dem rechten Fuß auf. Zum Glück trug sie flache Absätze, ein hoher wäre noch abgebrochen. »Meine Großtante ist tot, verstehen Sie das? Sie kann nicht zurückgekommen sein. Seit fünfzig Jahren liegt sie unter der Erde, tot und aus!«
»Nicht mehr!« widersprach ich. »Sie ist zurückgekommen, und zwar als lebende Tote. Ich rechne sogar damit, daß Sie Bescheid wissen, Frau Thorm.«
»Ich?« Sie wies mit der Spitze des rechten Zeigefingers auf sich selbst. »Das glauben Sie doch nicht…«
»Doch. Sie scheinen ein Interesse an gewissen okkultistischen Dingen zu besitzen.«
»Toll.« Heftig nickte sie mir entgegen. »Und wo?«
»In Ihrem Keller.«
»Was… was ist mit dem?«
»Sie haben die Kellerwände schwarz streichen lassen.«
»Sehe ich so aus?« konterte sie eiskalt.
»Weshalb haben Sie das getan?«
»Ich habe keine Kellerwände schwarz gestrichen, Herr Sinclair. Gehen Sie mal davon aus.«
»Wir waren im Keller!«

»Na und? Da steht nichts.«
»Stimmt, nur haben wir trotzdem etwas gesehen.«
»Die angeblich schwarzen Wände, wie?« fragte sie höhnisch.
»Genau. Und wenn Sie uns nicht glauben, macht es uns nichts aus, mit Ihnen in den Keller zu gehen.«
»Ich denke überhaupt nicht daran.« Sie drehte mir den Rücken zu und drückte rechts neben dem Fenster auf einen kleinen Kontakt in der Wand. Kaum hatte sie ihn berührt, als sich die Scheibe in Bewegung setzte und nach links wegglitt.
Wer wollte, konnte auf die Terrasse treten, wo weiß gestrichene Gartenmöbel aus Holz standen. Allerdings lag nur auf einer Liege ein dicker gestreifter Überzug.
Das Geländer war ebenfalls weiß gestrichen. Sie trat bis dicht daran und stützte sich dort mit beiden Händen ab.
»Was denkst du?« fragte Will, der die Fotos einsammelte und wieder wegsteckte.
»Sie hat Dreck am Stecken.«
»Magischen Dreck.«
»So kann man es auch sagen.«
»Willst du mit ihr in den Keller gehen, John?«
Ich zog den Mund schief. »Was bringt uns das? Wir haben gesehen, was wir sehen wollten, sie streitet es ab.«
»Man könnte sie mal fragen, was sie von einem schwarzen, rauch- und geruchlosen Feuer hält.«
»Darauf wird sie nicht eingehen.« Ich ließ meinen Blick durch die Scheibe auf die Terrasse gleiten.
Helga Thorm stand noch immer an der gleichen Stelle und hielt sich am Geländer fest. Sie schaute in den blauen Himmel über den Weihbergen. Obwohl ich ihr Gesicht nicht sah, entnahm ich dieser Haltung eine gewisse Feindschaft, die sie gegen uns hegte.
»Was willst du tun?« fragte Will.
»Ich werde mich noch einmal mit ihr unterhalten. Mal sehen, wie sie zu dem schwarzen Feuer steht.«
»Okay, wir…«
Dann passierte es, und wir merkten, daß uns die Frau reingelegt hatte. Plötzlich loderten auf der Terrasse die schwarzen Flammen hoch. Es war wie das plötzliche Schauspiel auf einer Bühne. Ein Regisseur hätte den Zeitpunkt nicht besser bestimmen können. Alles war perfekt getimt.
Als ich rannte, war es zu spät. Da umtanzten die Flammen bereits die Gestalt der Helga Thorm. Sie drehte sich noch im Feuer, ihr Gesicht hatte sich dabei zu einer häßlichen Fratze verzogen.
Ich stürmte auf die Terrasse, Will Mallmann im Schlepptau. Das Feuer erlosch, als hätte ein gewaltiger Orkan die Flammen

ausgeblasen. Zurück blieb nicht einmal Asche und erst recht keine Spur von Helga Thorm…

***

Will Mallmann hatte einen hochroten Kopf bekommen. So wütend war er geworden. Er sprach davon, daß uns dieses verdammte Weib reingelegt hatte, wie kleine Jungen. Ich konnte ihm nicht einmal widersprechen. Diese Helga Thorm war gewitzter, als wir angenommen hatten.

Ich klopfte Will auf die Schulter. »Beruhige dich, alter Knabe, die treffen wir schon wieder.«

»Und wo?«

»Im Land zwischen Nord- und Ostsee, in Holstein. Dort stammten die drei Weiber doch her.«

»Ja, jedenfalls waren sie dort begraben.«

»Es muß einfach eine Verbindung zwischen Helga Thorm und dieser Tante geben. Desgleichen zwischen dem schwarzen Feuer und der Macht dieser ungewöhnlichen Liebe zu dem Spuk, die so groß ist, daß sie es schafft, die Verwesung erst gar nicht anfangen zu lassen. Wenn wir das alles herausgefunden haben, ist das Rätsel gelöst.«

»Das kann dauern.«

»Mal sehen.«

Will stellte die Wohnung auf den Kopf, entdeckte aber nichts, was von Interesse gewesen wäre. Uns blieb nichts anderes übrig, als die Wohnung zu verlassen.

Im Treppenhaus trafen wir die Winzerin. Sie starrte uns erstaunt an, auch ängstlich.

»Sie… Sie sind noch da?«

»Ja, weshalb nicht?« wunderte sich Will.

Die Frau stellte einen mit Flaschen gefüllten halbrunden Korb ab.

»Aber Frau Thorm hat vorhin das Haus verlassen. Sie ist in den Wagen gestiegen und davongefahren.«

»Das haben Sie gesehen?« fragte Will.

»Ja. Und jetzt kommen Sie aus ihrer Wohnung, wo sie nichts mehr zu suchen gehabt hätten.«

»Im Prinzip haben Sie recht, liebe Frau. Aber bei uns ist das etwas anderes.« Will zeigte seinen Ausweis.

Die Winzerin erschrak. »Was hat denn Helga Thorm mit der Polizei zu tun gehabt?«

»Das wird sich noch genauer herausstellen«, erwiderte Will. »Sie wissen nicht rein zufällig, wohin sie gefahren ist oder gefahren sein könnte?«

»Nein, wo denken Sie hin. Ich wußte nur, daß sie noch wegwollte, aber ihr Ziel kenne ich nicht.«

»Vielen Dank, dann.«
»Wofür?«
»Sie waren sehr nett. Schönen Tag noch.« Mit diesen Worten verabschiedeten wir uns von der staunenden Winzerin.
Als wir nach draußen kamen, stand unser BMW allein an der Mauer. Der weiße Porsche war verschwunden…

***

Auch über dem nördlichsten Land der Bundesrepublik Deutschland lag ein traumhaft schöner Frühlingshimmel. Er schien aus dem Wasser gestiegen zu sein, um die Meere rechts und links des Landes zu verbinden. Eine langgestreckte, blaue Fläche, auf der kaum Wolken zu sehen waren. Wenn ja, dann erinnerten sie an zerrissene Wattestreifen. – Ein tolles Urlaubswetter.
Bauer Hein Feddersen war schon sehr früh am Morgen aufgestanden, um sein Tagespensum zu schaffen. Feddersen baute Getreide an, weite Flächen, die sich nördlich der Ortschaft fast an den düsteren See grenzten, dem sich ein kleines Sumpfgebiet anschloß.
Das Getreide war schon gesät worden, aber bei dem warmen Wetter hatte auch das Unkraut seinen Weg gefunden. Feddersen entfernte es maschinell, er war zwar kein direkter Bio-Bauer, vermied aber die künstlichen Dünger und Unkrautvernichtungsmittel nach Möglichkeit.
Zudem hatte er an diesem Tage noch Gülle ausgefahren. Die Behörden hatten den Start dazu freigegeben, und jetzt lag ein Gestank über dem Land, der sensiblen Menschen den Magen hochtreiben konnte.
Im Gegensatz zu Hein Feddersen. Der Bauer hatte sich längst an den Gestank gewöhnt, und es machte ihm auch nichts aus, nach Beendigung der Arbeit neben seinem Trecker hockenzubleiben, Kaffee zu trinken und von dem Streuselkuchen zu essen, den ihm seine Mutter zusammen mit dem Mittagessen aufs Feld gebracht hatte.
Hein genoß diese Stunde der Ruhe und Entspannung. Er war mit sich und der Welt an diesem Tag zufrieden. Seine Arbeit hatte er geschafft, das ergab bei ihm das gute Gefühl. Jetzt gönnte er sich die Pause, um über sein Feld zu schauen, das an einer Seite an der Straße grenzte, die zum Ort führte.
Es war ruhig geworden. Hein Feddersen, der Mann mit den blonden Stehhaaren und den blauen Augen, starrte ins Leere, wobei seine Gedanken auf Wanderschaft gingen.
Er hatte sich konzentrieren wollen, weil er am übernächsten Tag Besuch von der Genossenschaft bekam, das alles wollte ihm nicht gelingen. Irgendwie liefen die Gedanken weg. Der Wind trug sie mit sich fort, so dachte Hein an nichts. Er konzentrierte sich auf den typischen Geruch des Frühlings, auf den Duft der Blüten, der in der

Luft hing. Hein genoß die gute Luft, freute sich, auf dem Feld zu sein, so nah am Busen der Natur.

Wenn er nach rechts schaute, sah er die Dächer seines Heimatortes. Ein blitzsauberes Dorf, mit dem die Bewohner Eindruck schinden konnten. Immer wieder wurde ihnen auch von Besuchern und Touristen bestätigt, wie toll man den Ort fand.

Die Bewohner waren stolz auf ihn, obwohl es in der letzten Zeit einige Probleme gegeben hatte, die allerdings nicht direkt etwas mit dem Ort zu tun hatten, dafür mehr mit dem Friedhof. Da waren Dinge passiert, die manchem die Haare hatten zu Berge stehen lassen.

Man hatte Leichen gefunden, die nach 50 Jahren eigentlich längst hätten verwest sein müssen, doch die drei Frauenleichen waren unversehrt gewesen, und das begriff niemand.

Auch Hein nicht. Er hatte mit seinen Eltern und der Ehefrau darüber gesprochen. Die Kinder waren noch zu klein, aber die alten Feddersens erinnerten sich noch an die drei Frauen aus dem Ort, die damals zur gleichen Zeit gestorben waren. Ein Phänomen, über das man lange Jahre gesprochen hatte, auch noch nach dem Krieg. In letzter Zeit allerdings war es in Vergessenheit geraten.

Mit den letzten Ereignissen war die Erinnerung wieder aufgeflammt. Manch ältere Bewohner liefen mit besorgten Gesichtern umher, als hätten sie ein schlechtes Gewissen.

Hein Feddersen nicht. Vor 50 Jahren hatte man an ihn noch nicht gedacht, die Geschichte der Frauen hatte er viel später erfahren.

Noch immer schaute er über seine weiten Felder. Er rauchte zur Entspannung ein Zigarillo. Ab und zu rollte ein Wagen über die Chaussee, wie sie die Straße nannten, die auf den Ort zuführte. Hohe Bäume säumten die Fahrbahn an der den Feldern abgewandten Seite. Es waren schlanke, biegsame Pappeln, die auch schon starken Orkanen getrotzt hatten.

Er hatte es eigentlich nicht gewollt, doch Hein Feddersen fielen die Augen zu. Plötzlich war er eingeschlafen und wurde erst wach, als die Glut des Zigarillos seinen Mittelfinger erreichte. Fluchend schleuderte er den Rest zu Boden und trat ihn aus. »So was«, murmelte er, »ein Bauer, der auf seinen Feldern schläft, das gibt's doch nicht.« Er reckte sich und schaute auf die Uhr.

Es wurde Zeit für die Heimkehr. Mit dem Trecker war er gekommen, mit ihm würde er auch wieder zurückfahren.

Der Traktor gehörte zu den teuren Modellen. Er war noch nicht alt, seine hohen Reifen besaßen ein dickes Profil und kamen fast überall durch. Der starke Motor trieb ihn voran, die Lenkung war nicht mehr so schwer wie früher, und der Sitz zeigte eine Polsterung. Vor Jahren noch hatte der Fahrer auf der Metallpfanne gesessen.

Zur Straße hin führte ein schmaler Feldweg. Gerade so breit, daß

Hein ihn mit dem Trecker durchfahren konnte. Er war nicht eben.

Die Reifen seines Fahrzeugs hatten tiefe Spuren hinterlassen. Furchen, in denen sich das Profil abzeichnete und die bereits mit Unkraut gefüllt waren.

Der Pfad führte auch über den Straßengraben hinweg. Dort hatte Hein Erde anschütten lassen.

Langsam rollte er in Richtung Fahrbahn zu. Seine Gedanken beschäftigten sich mit den unheimlichen Vorgängen. Er wußte auch nicht, weshalb dies geschah, aber er konnte sie einfach nicht aus dem Gehirn bannen, obwohl er persönlich mit diesen vor 50 Jahren verstorbenen Frauen nichts zu tun gehabt hatte.

Die Straße war meistens frei. Dennoch paßte Hein Feddersen auf, wenn er sein Feld verließ und auf die graue Fahrbahn einbog. Im vorigen Jahr war er nur einmal sehr knapp einem Unfall entgangen, als ein Kleinbus mit überhöhter Geschwindigkeit in den Ort gefahren war.

Er fuhr nach rechts.

Die Reifen hinterließen auf der grauen Fahrbahn eine braune Schmutzspur. Vom nächsten Regen würde sie abgewaschen werden.

Den Wagen mit der Gülle hatte Hein auf dem Feld stehenlassen. Er wirkte auf dem flachen Gelände fast wie ein Kunstwerk.

Hein freute sich auf den Abend. Er würde noch lange vor dem Haus sitzen können. Dabei ein Pils schlürfen, das mit dem leicht bitteren Geschmack, das er so liebte und das in der Stadt Jever produziert wurde. Ein richtiger Durstlöscher.

Frauke, seine Frau, hatte ihm versprochen, zum Abendbrot eine weiße Bohnensuppe zu kochen. Sie gehörte zu Heins Lieblingsgerichten. Bei dem Gedanken daran leckte sich der blonde sehr kräftige Mann bereits die Lippen.

Rechts von ihm standen die hohen Pappeln, schlank und biegsam.

Ihre Äste bewegten sich zitternd, als würden sie frieren. Hein liebte die Bäume. Wie alles hier verkörperten sie für ihn ein Stück Heimat.

Schon als Junge war er in die Pappeln hineingeklettert, wenn die Kinder Verstecken spielten.

Er sah im Rückspiegel einen Wagen auftauchen. Dann hupte der Fahrer in dem weißen Mercedes. Es war ein Freund aus dem Dorf.

Fast schon ein Nachbar.

Hein winkte, als ihn der alte Daimler überholte, doch der Wagen blieb mit dem Trecker auf gleicher Höhe. Sein Fahrer beugte sich zur Seite.

Durch die geöffnete Seitenscheibe rief er Hein etwas zu.

»Kommst du heute abend in den ›Dorfkrug‹?«

»Nein.«

»Schade, ich wollte einen ausgeben.«

»Weshalb?«
Der Fahrer lachte. »Ich habe morgen Geburtstag. Da können wir hineinfeiern.«
»Ist nicht drin, Klaus. Ich muß morgen sehr früh aufs Feld.«
»Schade. Tschüß dann.«
»Ja, mach's gut und viel Spaß.«
Der Diesel tuckerte davon. Hein mußte lächeln. Klaus gehörte zu den Leuten, die in der Stadt arbeiteten. Er besaß in Kiel eine Wohnung und kam nur hin und wieder zurück in den Ort. Beruflich hatte er mit Schiffen zu tun. Was er genau machte, wußte keiner.
Einer sagte, daß er Motorboote konstruieren würde, die anderen behaupteten, er wäre ein Makler mit nicht immer sauber geführten Geschäften.
Hein war es egal, was sein ehemaliger Kumpel machte und womit er sein Geld verdiente.
Der Mercedes war längst verschwunden, der Bauer befand sich wieder allein auf der Straße. Jetzt wuchsen auch an der rechten Seite die Pappeln hoch.
Sie schirmten die Strahlen der hellen Sonne etwas ab, die in den letzten Tagen sehr grell geschienen hatte.
Es war eine Fahrt, die etwas müde machte. Der Bauer kannte jeden Quadratzentimeter des Bodens. Er schaute nur auf die Fahrbahn, der graue Asphalt wurde für ihn zu einem Fluß, der ihn zum Ziel trug.
Da geschah es!
Hein hatte es nicht mitbekommen. Im nachhinein, als er seinen Fuß auf das Bremspedal setzte, fiel ihm ein, daß die Gestalt irgendwo in den Bäumen gelauert haben mußte.
Von dort aus war sie nach unten gesprungen, hockte auf der Fahrbahn und hatte keine Angst, von den breiten Reifen des Treckers überrollt zu werden.
Der Traktor stand!
Die Frauengestalt befand sich ungefähr noch einen Meter von den Vorderreifen entfernt, und sie hob jetzt den Kopf, um Hein anzuschauen. Der Bauer rührte sich nicht, durch seinen Kopf aber schossen zahlreiche Gedanken, und er erinnerte sich daran, was sich die Leute im Dorf alles über die zurückgekehrten Toten erzählt hatten.
Die Frauen hatten kurze Leichenhemden getragen. Ihre Haut war bleich gewesen, mit einem Stich ins Gelbliche. Halblange und dunkle Haare, starr die Gesichter, ebenso die Augen, in denen kein Leben mehr flackerte.
So sah diese Frau aus!
Obwohl ihm die Sonne in den Rücken schien, fror Hein Feddersen plötzlich. Er spürte den kalten Schauer, der ihn umklammert hielt, saß auf dem Sitz ohne sich zu rühren, und hielt das Lenkrad mit beiden

Händen fest, als wäre es seine letzte Stütze.
Die Frau tat nichts. Sie starrte nur zu ihm hoch, stützte sich ab, dann in die Höhe.
Eine fast schon sprunghafte Bewegung brachte sie auf die Beine.
Hein konnte sie nun besser erkennen.
Die Frau besaß einen gedrungenen Körper mit etwas kurzen Beinen, wobei die breiten Schenkel auffielen, um die der Stoff des Leichenhemdes flatterte.
Längst war er davon überzeugt, es mit einer der drei aus den Gräbern zurückgekehrten lebenden Toten zu tun zu haben, und er glaubte auch, die Eiseskälte zu spüren, die von der Gestalt ausging.
War das die Tote, die lebte?
Hein Feddersen konnte nur raten.
Jedenfalls sah sie so aus, und sie blieb auch nicht stehen. Als sie den ersten Schritt ging, schrak der Landwirt zusammen. Es sah so aus, als wollte sie über die Kühlerschnauze klettern, und von dort aus den gesamten Trecker zu ersteigen, doch kurz zuvor drehte sie ab, um die linke Seite des Traktors zu erreichen und damit auch das Führerhaus.
Dort blieb sie stehen.
Hein konnte nicht anders. Er hatte den Kopf gedreht und starrte in das Gesicht der unheimlichen Frau mit der gelblichweißen Haut.
Er konnte auch die Augen erkennen, die wie flache, starre Kieselsteine in den Höhlen lagen. Sie waren starr, von ihnen strömte kein Gefühl aus. Die blassen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, und abermals spürte der Bauer den kalten Hauch des Grabes, der ihn streifte.
Was willst du von mir? Diese Worte hatte er ihr sagen wollen, nur brachte er sie einfach nicht über seine Lippen. Eine unsichtbare Schnur drückte ihm die Kehle zu.
Dafür reagierte die Frau.
Sie hob den rechten Arm leicht an, dann streckte sie ihn Hein Feddersen entgegen.
Dem blieb fast das Herz stehen. Auf seinen Handflächen hatte sich der Schweiß gebildet. Hein wollte vom Trecker springen, dessen Motor ebenfalls nicht mehr lief, so daß sich der Bauer vorkam, als würde er von der herrschenden Stille wie von einem Tuch umfangen werden.
Ihn traf der Blick ihrer Augen!
Es war ein besonderer Blick. Flach, nichtssagend und dennoch so kalt und hart.
Noch nie zuvor hatte er in ein ähnliches Augenpaar geschaut, das ihm Furcht einflößte und ihm gleichzeitig seinen eigenen Willen nahm. Das geschah in dem Augenblick, als sich der Ausdruck der Augen veränderte. Etwas schob sich von innen und auch von außen

her in die Pupillen hinein und gab ihnen ein völlig anderes Aussehen.

Sie wurden dunkler, dann grau und schließlich pechschwarz. Ja, pechschwarze Pupille, aber so ungewöhnlich und anders, als hätte sie jemand mit Tinte ausgemalt.

Das war eine Schwärze, wie er sie noch nie gesehen hatte. Die Tiefe des Alls, lichtlos, ohne einen Funken Gefühl, aber gefährlich, denn dieser Ausdruck beeinträchtigte seinen Willen.

»Wer bist du?« Hein hörte die etwas stockend gesprochenen Worte und hörte sich selbst die Antwort geben:

»Hein Feddersen…«

»Ach so, du gehörst zu den Feddersens.«

»Ja…«

»Ich kenne deine Eltern.«

»Aber du bist tot, nicht?«

Sie lachte. Es war kein normales Lachen, mehr ein hohles Kichern, das Hein entgegenwehte und kalte Schauer über seinen starren Rücken trieb. »Sehen so Tote aus, die fünfzig Jahre in der kalten Erde gelegen haben?«

»Nein!«

»Also lebe ich. Die Liebe zu einem Großen hat dafür gesorgt, daß ich am Leben blieb. Ich lebe, du lebst, aber ich werde länger leben, denn in mir steckt der Geist des Meisters.«

Feddersen wußte nicht, von welchem Meister sie sprach. Es war ihm auch egal, er wollte nur dieser unheimlichen Lage entkommen, denn er spürte genau, daß diese Person eine Feindschaft ausstrahlte, der er nichts entgegenzusetzen hatte.

Fliehen, weg von dem Trecker. Zu Fuß ins Dorf laufen. Doch da war ihr Blick, der gefährliche Ausdruck ihrer pechschwarzen Totenaugen, die ihn nicht aus dem Blick ließen.

Sie waren grausam, sie waren wie Zangen, kalt, ohne Gefühl, und Hein spürte plötzlich die Berührung ihrer Finger an seinem linken Handgelenk, das frei lag, weil er die Ärmel seines Hemdes aufgekrempelt hatte.

Es war eine andere Welt, die ihn anfaßte.

Die Welt der Toten – so kalt, so unnatürlich eisig, als würde an der Stelle, wo er berührt wurde, das Blut einfrieren.

Eine lebende Tote faßte ihn an, und der Druck verstärkte sie. Die Finger umschlossen sein Gelenk. Hein spürte auch den Zug und verstand das Zeichen. Er sollte absteigen.

Noch saß er, aber die Untote ließ nicht los. »Nun komm schon«, flüsterte sie ihm zu. »Ich will, daß du zu mir kommst. Du bist der erste, mein Freund. Steig von deinem Trecker, denn auch du sollst die Kraft des Meisters kennenlernen, die Welt der völligen Schwärze, das Gebiet ohne Licht, über das der Spuk herrscht.«

Hein hörte die Worte, ohne sie begreifen zu können. Er wußte nur eines: Wenn er jetzt nichts tat, war er verloren, dann bekam die Frau Gewalt über ihn.

Da fiel ihm etwas ein. Er dachte plötzlich an seine Jugend zurück und an die Zeit der Pubertät, als ihn schwere Alpträume geplagt hatten. Er war nach und während dieser Träume oft schweißnaß erwacht und hatte sich damals stets daran erinnert, was ihm seine Mutter beigebracht hatte.

Wenn es dir einmal seelisch schlechtgeht, mußt du ein Kreuzzeichen schlagen, dann wird alles gut, mein Junge!

Dann wird alles gut!

Die Worte der Mutter klangen noch jetzt in seinen Ohren nach, und er sah auch ihr freundliches und besorgtes Gesicht wieder vor sich. Er hatte ihr immer geglaubt. Die Belehrungen waren damals sehr wichtig gewesen, sie waren es heute ebenfalls.

Seine rechte Hand hatte er frei, er brauchte sie nur vom Lenkrad zu lösen und das Kreuzzeichen schlagen.

»Na komm schon«, flüsterte die Frau. »Komm zu mir. Bei mir bist du besser aufgehoben.«

Sie zog ihn zu sich heran, das heißt, sie wollte es, aber Hein hielt sich noch fest.

Das ärgerte die Frau. »Du willst nicht?« Ihre Stimme klang diesmal wütend und lauernd, nicht mehr verhältnismäßig sanft.

»Ja«, sagte er, »ja…« Hein löste seine Hand von dem griffigen Lenkrad – und schlug noch im gleichen Moment das Kreuzzeichen.

Sein Arm befand sich noch in Bewegung, als er bereits den Schrei der Untoten vernahm. Es war ein quietschender Laut, der in einem wütenden Krächzen endete. Sie ließ sein Gelenk so hastig los, als hätte sie sich verbrannt, taumelte zwei, drei Schritte zurück, ballte die rechte Hand zur Faust und drohte ihm.

Für Hein Feddersen zählte nur, daß er freigekommen war. Alles andere war nicht mehr wichtig. Er konnte sich bewegen, er würde fahren können und dieses schreckliche Weib zurücklassen.

Seine Hand tastete nach dem Zündschlüssel, um ihn herumzudrehen, doch eine andere war schneller.

Sie tauchte an der rechten Seite auf. Die Finger wirkten lang und schlank, trotzdem glichen sie Stümpfen, als hätte man sie einfach verkürzt.

»Nein, nicht!« hörte er eine weitere Frauenstimme, bevor die Finger mit einem Ruck den Schlüssel aus dem Zündschloß zogen…

***

Eine zweite, dachte Hein Feddersen, da ist eine zweite. Und eine dritte würde bestimmt auch in der Nähe lauern.

Er kam nicht dazu, diesen schrecklichen Gedanken weiterzuführen, denn die zweite Frau zeigte keine Geduld. Sie packte ihn an der Schulter. Die kurzen Fingerstümpfe wirkten wie der Druck von Stöcken, dann riß sie ihn einfach um.

Hein Feddersen kippte zur Seite und aus dem Trecker. Er hatte sich noch festhalten wollen, das schaffte er nicht mehr, weil er ins Leere griff, und der graue Boden raste auf ihn zu.

Bevor er jedoch hart aufschlug, winkelte die zweite Frau ihr Bein an. Er schlug auf den Oberschenkel. Sein Fall wurde gebremst, er spürte ihre Totenarme, die ihn umfaßt hielten. Er vernahm auch das häßliche Lachen.

Dann hielt sie ihn fest.

Er lag in ihren Armen, als wäre er ein Geliebter dieser schrecklichen Person.

»Nein, bitte, ich…«

Eine kalte Klaue preßte sie auf seinen Mund. Sie erstickte die nächsten Worte.

Hein konnte über die Schulter der Gestalt hinwegblicken und sah die beiden anderen, die seinen Trecker umrundet hatten und auf ihn zukamen. In den Gesichtern stand ein häßliches Grinsen, ihre breiten Lippen waren verzogen, und sie sprachen gemeinsam die nächsten Worte, die ihm fast das Herz zum Stillstand brachten.

»So wie es mit uns geschehen ist, wird es auch mit dir sein, mein Freund. Wir werden dich begraben, bei lebendigem Leibe begraben…«

***

Es war eine Hetze gewesen.

Frankfurt – Hamburg im Jet, dann die Fahrt im Leihwagen nach Norden.

»Ob wir schneller sind als der Porsche?« fragte Will, der diesmal am Lenkrad des ebenfalls geliehenen BMW's saß.

»Fliegen kann er auch nicht. Wie ich weiß, sind die deutschen Autobahnen nicht gerade frei.«

»Das ist unsere Hoffnung.«

Die Sonne meinte es gut mit dem westlichen Europa. Auch über Holstein spannte sich ein herrlich blauer Frühlingshimmel, der mir fast unendlich erschien und kaum von einer Wolke bedeckt war.

Wir hatten die E 3 genommen, die grenzüberschreitend nach Dänemark führte.

Das Land war flach wie ein Brett, jedoch nicht ohne Reiz. Schmucke Ortschaften wechselten ab mit waldreichen Gebieten, Mooren, kleinen Seen und Flüssen.

Vogelschwärme tummelten sich in der klaren Luft. Wenn ich mir dieses Bild so betrachtete, konnte ich kaum daran glauben, daß es

auch so etwas wie Umweltverschmutzung gab.
Auf der Bahn kamen wir gut voran. Neumünster lag hinter uns, wir rollten bereits in Richtung Rendsburg. So weit brauchten wir jedoch nicht. Nördlich des Brahmsees mußten wir abfahren.
»Na?« fragte ich Will, »wie gefällt dir der Wagen?«
»Nicht schlecht.«
»Aber…«
Will schmunzelte. »Ich habe mir vorgenommen, zunächst bei meinem Manta zu bleiben.«
»Dir ist nicht zu helfen«, erwiderte ich kopfschüttelnd.
»In Köln sagt man: Jeder Jeck ist anders. Was willst du machen, John?«
»Nichts mehr.« Ich hatte aufgegeben.
»Doch, schau lieber öfter in den Außenspiegel, ob dir nicht ein weißer Porsche auffällt.«
»Der ist wohl dein Alptraum, wie?«
»Und ob.«
Ich tat ihm den Gefallen und lugte in den zweiten Außenspiegel.
»Nichts zu sehen, bis auf einige Lkw's. Daß sie darauf umgestiegen ist, kann ich kaum glauben.«
»Ich auch nicht.«
Links der Fahrbahn lag ein weites Gebiet, bestehend aus Wäldern und flachen Wiesen. Trotz Autobahnnähe hielten sich dort besonders viele Vögel auf.
Hinter dem Dreieck Bordesholm mußten wir von der Autobahn runter und in Richtung Pohlsee fahren. Will hatte auf die rechte Seite gewechselt. Links von uns zischten Autos vorbei.
Ich schaute auf die Uhr. Es war später Nachmittag, noch immer schien die Sonne, und ich freute mich darüber, daß es um diese Jahreszeit schon bis 21.00 Uhr hell war.
Einige Minuten später mußten wir das graue Band der Bahn verlassen und tauchten ein in das herrliche Land. Es schluckte uns wie eine gewaltige grüne Insel.
Überall blühte es. Der Frühling hatte mit aller Macht Einzug gehalten. Die Luft war erfüllt vom Duft der Blüten, der Wind wehte Pollen über das flache Gelände hinweg, und Will Mallmann, der etwas allergisch dagegen war, lief die Nase.
Ich hatte eine Karte auf den Knien und verglich den Weg.
Ratschläge brauchte ich dem Kommissar nicht zu erteilen, der wußte auch so, wo er herzufahren hatte, weil er sich den Weg zuvor auf der Karte angeschaut hatte.
Zu beiden Seiten der wie mit dem Lineal gezogenen Landstraße öffneten sich Felder. Hin und wieder sahen wir Reeddächer der typischen Holsteiner Häuser. Sie schimmerten in einem dunklen Grün.

Alles wirkte wie geputzt, selbst die hohen, schlanken Pappeln, die unseren Weg säumten.

Auch auf der Landstraße kamen wir gut voran. Hindernisse stellten sich uns nicht in den Weg, bis Will Mallmann plötzlich langsamer wurde, denn er hatte den Trecker ebenso entdeckt wie ich.

Das Fahrzeug stand mitten auf der Fahrbahn, und zwar so ungünstig, daß wir Mühe haben würden, es zu passieren.

Will ging mit dem Tempo herab. »Da scheint einer den Führerschein im Versandhandel gemacht zu haben. Wie kann ich meinen Traktor nur so abstellen?«

»Kommst du denn vorbei?«

»Mal sehen. Halte du inzwischen mal Ausschau nach diesem tollen Fahrer.« Will lancierte den BMW an der linken Seite des Hindernisses vorbei. Ich war seinem Ratschlag gefolgt, doch von einem Fahrer war weit und breit nichts zu sehen.

»Wir können ja im Ort Bescheid sagen, daß ein Hindernis auf der Straße steht«, schlug ich vor.

»Das machen wir auch.«

Will und ich hatten uns einen Plan zurechtgelegt. Ganz unerwartet würden wir nicht erscheinen, denn der Kommissar hatte bereits mit dem zuständigen Polizisten telefoniert. Wir hofften, von ihm einiges über die Fälle erfahren zu können, besonders Dinge, die mehr das Persönliche dieser Untoten betrafen und die natürlich mit der Vergangenheit der Personen zu tun hatten.

»Wie heißt dein uniformierter Kollege noch gleich?« fragte ich meinen deutschen Freund.

»Horst Schwarz!«

»Ach so, ja.«

»Leicht zu merken.«

Wir rollten in eine weit gezogene Kurve und sahen den Ort wie ein Gemälde vor uns liegen. Eine Ansammlung von Häusern, die sich im Gelände verteilten, überragt von einem Kirchturm, dessen Spitze den blauen Himmel nie erreichen würde, obwohl er mit seiner langgestreckten Form so aussah.

Uns fielen auch die zahlreichen Fachwerkhäuser auf, die vor Sauberkeit strahlten. Es fehlten ebenfalls nicht die dunklen Backsteinfassaden, unterbrochen von blitzenden Fensterscheiben.

Zahlreiche kleine Geschäfte luden zum Kauf ein. Es gab Kneipen, und ein Café sahen wir ebenfalls. Davor standen zahlreiche weiße Tische mit den entsprechenden Stühlen.

Die Polizeistation fanden wir in der Ortsmitte. Sie lag neben dem Amt. Das blaue Schild mit der Aufschrift Polizei war nicht zu übersehen. Neben dem Haus führte ein schmaler Weg zu einem etwas versetzt liegenden Teich, dessen Wasser dunkelgrün schimmerte.

Auf der Oberfläche spiegelte sich das Geäst der umstehenden Bäume.

Vor dem Haus fanden wir einen Parkplatz, stiegen aus und atmeten tief durch.

Die Luft roch gut, nach Frühling und Sauberkeit. Am liebsten hätte ich mich auf die in der Nähe stehende Bank gesetzt und mit geschlossenen Augen dem Zwitschern der Vögel gelauscht.

Zur Tür führte eine Treppe hoch.

Wir traten ein und gelangten direkt in den Raum, wo ein Polizist hinter seinem Schreibtisch saß und den Kopf hob, als wir die Station betraten.

Der Mann war lang und schlaksig, noch relativ jung, hatte dunkelblondes Haar, das er exakt gescheitelt trug. In dem etwas knochigen Gesicht fielen die Sommersprossen auf, die sich von der Stirn her bis zum Kinn verteilten.

»Ja bitte?« fragte er.

»Sie sind Horst Schwarz?« erkundigte sich Will.

Der Polizist stand auf. Er war so groß, daß ich fast an ihm hochschauen mußte. Fast zwei Meter.

»Ja, das bin ich. Dann sind Sie bestimmt Kommissar Mallmann mit ihrem Kollegen Sinclair.«

»Genau.«

»Herzlich willkommen.« Der Beamte, der wie ein großer Junge aussah, strahlte über beide Wangen, als er uns die Hand zur Begrüßung reichte. »Ich freue mich, ich freue mich wirklich.« Er drückte unsere Hände kräftig.

»Was freut sie denn so?« fragte ich, als ich die Finger ausschüttelte.

»Daß hier Wind hineinkommt.«

»Inwiefern.«

Er holte zwei Stühle herbei und gab währenddessen eine Antwort. »Wissen Sie, hier läuft alles schief. Es hat sich herumgesprochen, was geschehen ist und…«

»Sind die Frauen wieder aufgetaucht?« fragte Will, als wir unsere Plätze einnahmen.

»Nein, noch nicht. Jedenfalls hat sie niemand gesehen.« Horst Schwarz setzte sich ebenfalls. »Wir haben bisher nur die Zeugenaussage der Friedhofsarbeiter.«

»Ist das auf Ihrem Dorffriedhof passiert?«

Er wiegte den Kopf. »Von einem Dorffriedhof können Sie nicht sprechen. Bei uns werden die Menschen begraben, die in den umliegenden Dörfern sterben.«

»Weshalb?« wollte ich wissen. »Sie haben Gelände genug.«

»Das stimmt. Nur ist es zehn Kilometer weiter so feucht, daß man keinen vernünftigen Friedhof anlegen kann. Auch unser Platz ist begrenzt, deshalb mußten wir umbetten.«

»So ist das also«, murmelte Will. »Aber kommen wir zum Thema. Die lebenden Toten sind also nicht wieder aufgetaucht.«

»Nein.« Schwarz senkte den Blick. »Manchmal glaube ich, daß sich die Arbeiter geirrt haben.«

»Wieso?«

Er schaute Mallmann an. »Na ja, ich habe mal etwas über Halluzinationen gelesen und so.«

»Das gibt es«, stimmte der Kommissar zu. »Nur nicht in diesem Fall. Wir haben nämlich ebenfalls Erfahrungen mit den Hexen gesammelt.«

»Wie? Mit diesen dreien?«

»Nein, mit einer jungen Frau namens Helga Thorm.«

»Moment mal.« Der Kollege tippte an seine Stirn. »Eine der Toten hieß doch Thorm. Ja«, er nickte, »Brunhilde Thorm.«

»Genau.«

»Dann gibt es also doch Verwandte«, staunte er.

»Gab es sonst keine?« fragte ich.

»Nein, nicht hier. Da war auch vor fünfzig Jahren alles so komisch, wissen Sie?«

»Dann erzählen Sie doch mal«, schlug Will vor.

»Ich habe das auch nur aus zweiter Hand.« Horst Schwarz verzog das Gesicht.

»Bitte, lassen Sie es trotzdem hören.«

»Die älteren Dorfbewohner haben die Frauen noch gekannt«, begann er. »Sie waren weder miteinander verwandt noch verschwägert, sondern einfach Freundinnen, die ständig zusammenhockten. Sie trafen sich im Haus der Clara Glesius, das es heute nicht mehr gibt. Was dort besprochen und geplant wurde, davon ist nichts an die Öffentlichkeit gedrungen.«

Ich lächelte kurz. »Gibt es oder gab es auch keine Gerüchte?«

Horst Schwarz verzog die Mundwinkel. »Das ist so eine Sache. Gerüchte kursierten natürlich.«

»Welcher Art?« hakte ich nach.

»Es ging da…« Er geriet etwas ins Stottern. »Das ist ja so. Wir leben hier auf dem Land. Viele halten uns ja noch für weit hinter dem Deich, wie man so schön sagt. Die Leute haben damals davon gesprochen, daß die drei Frauen irgendwelche Dinge machten, die nicht in das normale Weltbild hineinpaßten.«

»Schwarze Magie«, sagte ich.

»Ja, so ungefähr. Man sprach davon, daß Kontakt mit dem Jenseits aufgenommen wurde. Das war möglicherweise auch so, denn eines Tages fand man die drei Frauen im Haus der Clara Glesius. Sie waren tot!«

»Und wie umgekommen?«

»Keine Ahnung, darüber steht nichts in den Chroniken oder

Kirchenbüchern, in denen ich nachgeschaut habe, als ich von Ihrem Anruf erfuhr, Herr Kommissar. Sie waren eben tot.«

»Vielleicht. Selbstmord?« fragte Will.

»Kann auch sein. Gift, unter Umständen. Man hat sie auch nicht untersucht, das ist alles im Sande verlaufen. Sie wurden auf dem Friedhof begraben, und damit war für den Ort und die Menschen hier die Sache erledigt. Viele waren sogar froh. Sie haben regelrecht aufgeatmet. Außerdem hatten die Leute andere Sorgen. Deutschland stand kurz vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges. Man machte bereits mobil.«

Will nickte. »Es lief also alles normal?«

»Was man damals als normal bezeichnete.«

Ich stand auf, weil ich ein lautes Geräusch gehört hatte. Es besaß Ähnlichkeit mit dem Röhren eines bestimmten Motors. Diese Laute waren mir bekannt. Einer meiner Freunde, Bill Conolly, fuhr ebenfalls ein solches Fahrzeug.

Wie der Blitz war ich an der Tür, riß sie auf und starrte auf die Straße, wo ein Phantom herhuschte.

Es war ein weißer Wagen, ein Porsche, der durch den Ort fuhr und sich dabei nicht an das Tempolimit hielt.

Weiße Porsche gibt es zwar mehrere, aber bestimmt nicht in einem Dorf wie diesem.

Ich lief wieder zurück und berichtete von der Entdeckung.

»So einen Wagen fährt hier niemand«, erklärte Kollege Schwarz, der sich erhoben hatte.

»Das glaube ich Ihnen gern. Wir aber kennen die Fahrerin. Sie heißt Helga Thorm und ist eine Großnichte der Brunhilde Thorm.«

»Jetzt klickt es«, sagte der Beamte.

»Bei mir auch«, erwiderte ich und machte kehrt.

»Wo willst du hin?« rief Will Mallmann.

»Den Porsche suchen und mich mit der Fahrerin unterhalten…«

***

Er lag auf dem Bauch und spürte die Heimaterde, in die er mit dem Gesicht gedrückt wurde. Bewegen konnte er sich nicht, denn auf seinem Rücken spürte er den Druck der drei Körper, die ihn so hart zu Boden preßten. Nach der ersten Schrecksekunde hatte er sich gewehrt, und er zählte nicht gerade zu den Schwächlingen. Er hatte seine Dampfhammerfäuste gegen die Körper klatschen lassen, doch ständig das Gefühl gehabt, als würde er gegen weichen Teig schlagen, zumal er eine Reaktion bei den drei Wesenheiten nicht erzielen konnte.

Sie waren schmerzunempfindlich und hatten immer wieder angegriffen, sich auch an ihn gehängt. Es war soweit gekommen, daß er sich nicht mehr wehren konnte und sie ihn auf den Acker

geschleppt hatten, wo er völlig erschöpft lag, das Gesicht gegen die weiche Erde gepreßt.

Der Dreck war in seinen Mund gedrungen. Er schmeckte ihn auf den Lippen, auch tiefer im Hals. Er würgte, er bekam keine Luft und hörte das fahle Lachen über sich.

Die drei Weiber freuten sich, daß sie ihr Opfer endlich bekommen hatten.

Eine Hand wühlte sich in sein Haar am Hinterkopf. Er konnte den Weg der Finger genau verfolgen, wie sie weiterwanderten, sich über seinen Kopf tasteten und die Stirn ebenfalls zu Boden drückten.

»Damit du einen Vorgeschmack von dem hast, was auf dich zukommen wird. Begraben wirst du, lebendig begraben. Du sollst fünfzig Jahre leiden, so wie wir es getan haben…«

Hein Feddersen hörte die Worte zwar, allein, er begriff sie nicht.

Es war zu schrecklich, zu unrealistisch, unvorstellbar für ihn. Wie konnte man einen Menschen nur lebendig begraben? Das wollte ihm nicht in den Sinn. Weshalb mußte gerade er das Opfer sein und kein anderer?

Sie rissen ihn hoch.

Es geschah so plötzlich, daß ihm schwarz vor Augen wurde, als er auf seinen zitternden Beinen stand und sich alles drehte. Er kam sich vor wie ein Mensch, dem man den Boden unter den Füßen weggezogen hatte, der aber trotzdem noch stand.

Weit hatte er den Mund aufgerissen, atmete keuchend und spürte noch immer den Dreck auf seinen Lippen. Er konnte es einfach nicht vermeiden, ließ seine Zunge kreisen, hörte das Knirschen zwischen den Zähnen, würgte, spie aus und bekam einen harten Tritt ins Kreuz, der ihn nach vorn katapultierte.

Bevor Feddersen zu Boden fallen konnte, riß man ihn wieder hoch und schleppte ihn weiter.

Sie hingen an ihm und ließen ihm keine Chance mehr zur Gegenwehr. Hein mußte genau das tun, was sie wollten. Er lief mit weichen, wackligen Knien, seine Füße schleiften über den Boden. Er konnte nicht vermeiden, daß er durch Ackerfurchen stolperte, aber immer wieder in die Höhe und auf die Füße gerissen wurden.

Wieviel Zeit mittlerweile vergangen war, darüber konnte er ebenfalls nichts sagen. Er bekam nicht einmal mit, in welch eine Richtung sie ihn schleiften. Für ihn war die Welt zu einem alles umgebenen Chaos geworden.

Wohin?

Dreck klebte in Feddersens Augen. Er konnte ihn nicht wegwischen, da die teigigen Finger seine Gelenke umspannten. So mußte das Tränenwasser den Schmutz aus den Augen spülen.

Irgendwann sah er wieder klarer und auch den dunklen Saum vor

sich. Fast schwarz, dennoch nur ein dunkles Grün, wie bei einem langgestreckten Waldrand.

Wenn der es mal gewesen wäre, aber auch auf dem Friedhof standen hohe Bäume.

Dahin schleiften sie ihn.

Du wirst bei lebendigem Leib begraben, hatten sie ihm versprochen. Immer wieder stieß ihm dieser eine Satz auf, und sie wollten diesen Vorsatz tatsächlich umsetzen.

Da schrie er.

Es war mehr ein Keuchen, denn er bekam das Wort *nein* kaum heraus. Ein Schatten erschien vor seinen Lippen, dann klatschte die Hand vor seinen Mund, er schmeckte plötzlich Blut, senkte den Kopf und taumelte weiter. »Dir wird keiner helfen«, hörte er die haßerfüllte Stimme der ersten Frau. »Das schwöre ich dir, du verfluchter Hundesohn!«

»Warum?« keuchte er unter Tränen. »Warum gerade ich? Ich bin verheiratet, habe zwei Kinder, ich habe mit euch nichts zu tun gehabt. Als ihr gestorben seid, da habe ich noch gar nicht gelebt, versteht ihr? Ich bin unschuldig, verdammt!«

»Das sagen alle.«

»Aber ich bin es wirklich!« brüllte er über den Friedhof. »Ich bin es wirklich!«

»Weiter!« kreischten sie. »Weiter!« Abermals bekam er einen harten Schlag in den Rücken.

Wie alle älteren Friedhöfe, war auch dieser von einer Mauer umgeben. Die Steine waren kaum zu erkennen, weil sie unter einer dicken Schicht aus Moos und Pflanzen verschwanden. Die Mauer war verschieden hoch, sie verlor an Höhe, je mehr sie in die Nähe des offiziellen Eingangs kam.

Hein Feddersen war noch immer so fertig, daß er die Abgrenzung nicht klar erkennen konnte. Sie tanzte und schwang vor seinen Augen hin und her.

Mittlerweile schleiften seine Füße durch das hohe Gras. Es wuchs auch an der Mauer hoch, gegen die er gestoßen wurde.

Jemand griff ihn mit fünf Fingern in den Nacken und hielt seinen Kopf so fest.

»Wenn du dich rührst, werde ich dein Gesicht gegen die Mauer schlagen!«

»Nein, bitte…«

»Tu also nichts!«

»Gut, ich werde machen, was ihr wollt.«

»Wir gehen jetzt gemeinsam in die kleine Leichenhalle. Dort steht der Sarg für dich!«

Hein hatte mittlerweile soviel Schreckliches erlebt, daß ihn selbst

diese Worte nicht mehr aus dem Gleichgewicht bringen konnten und er nur noch nickte.

Sie zogen ihn herum. Sehr hart und schnell, so daß ihn wieder schwindelte.

An der Mauer entlang schleiften sie ihn zum Eingang des kleinen Friedhofs. Ein altes Eisentor, mit grüner Patina überzogen, wurde durch einen Fußtritt nach innen gestemmt.

Der Landwirt bewegte seine Beine wie in Trance. Ersah nicht, wo er ging, nahm die Gräber nicht wahr, sah auch nicht die Steine, die Büsche, das hohe Gras und die Kronen der Bäume, die über ihm hellgrünes, junges Laub zeigten.

Der Blütengeruch wehte in seine Nase und kam ihm persönlich vor wie Modergestank.

Obwohl sich Hein Feddersen noch in der normalen Welt befand, hatte er das Gefühl, in eine fremde, unheimliche gestoßen worden zu sein, wo der Tod regierte.

Erst als er die Kühle auf seiner Haut spürte, stellte er fest, daß sie sich nicht mehr im Freien befanden und die Leichenhalle betreten hatten, die ebenfalls ein typisches Flair aufwies.

Da vermischten sich der Geruch von Desinfektionsmittel und der von Bohnerwachs mit dem Duft von Lorbeeren und Fichten.

Dicht neben einem alten Eisenkreuz stießen sie ihn gegen die Wand. Mit der Schulter berührte er das Kreuz und riß es zu Boden.

Eine der Frauen kickte es mit ihren nackten Füßen weg. Erst jetzt kam Hein zu Bewußtsein, daß diese Personen keine Schuhe trugen.

Barfuß hatten sie sich durch das Gelände bewegt. Wo andere längst blutige Füße bekommen hätten, tat sich bei ihnen nichts.

Sie standen vor ihm.

Drei aus dem Grab zurückgekehrte Frauen, bedeckt mit einer zerfetzten Kleidung, die über der teigigen Haut lag. Ihre Augen hatten einen grauen Ton bekommen, Hein wußte auch, daß sie pechschwarz werden konnten. In ihren Haltungen glichen sie Raubtieren, die sich gleich abstoßen wollten, um ihr Opfer zu zerreißen.

»Jetzt sind wir hier!« flüsterte Clara Glesius, »aber du kennst dich ja aus. Wir brauchen dich nicht mehr in die Leichenhalle zu zerren.«

Er nickte.

»Wenn du einmal dort bist, wirst du durchgehen und den Nebenraum betreten, wo der Sarg auf dich wartet.«

»Ja…«

»Dann geh endlich!«

Er konnte nichts gegen sie unternehmen. Diese Bestien waren immer stärker als er.

Also setzte er sich zitternd in Bewegung. Seine Sohlen schleiften über den glatten Boden. Der Eingang zur kleinen Leichenhalle war nicht zu

übersehen, dennoch verschwamm die Tür vor seinen Augen. Schon jetzt spürte er das Gefühl einer tödlichen Angst. Sie war einfach da, hielt sein Innerstes umkrampft und wanderte in ihm hoch, bis sie die Kehle erreichte und ihm dort die Luft abwürgte.

Wie ein Betrunkener taumelte er weiter und wunderte sich selbst darüber, daß er noch genügend Kraft fand, um die Tür der verdammten Halle zu öffnen.

Sie quietschte etwas, als sie nach innen schwang. Er stolperte in den Raum hinein, sah die Bänke nur mehr verschwommen, schritt an der letzten vorbei und erreichte die schmale Seitentür, hinter der die Kammer war, wo die Toten aufbewahrt wurden, für die der Pfarrer die letzte Messe las.

Auch jetzt stand dort ein Sarg. Er sah ihn, als die Weiber hinter ihm das Licht anknipsten.

Wie vom Blitz getroffen, blieb er stehen. Trotz seines desolaten Zustandes erkannte Hein, daß der Sarg nicht leer war. In ihm lag eine Leiche.

Es war ein weiblicher Toter, eine alte Frau, mit eingefallenen, knochigen Gesichtszügen, die schon einen Stich ins Gelbliche bekommen hatten. Sie trug ein Leichenhemd, das noch die Knitter der Zusammenfaltung zeigte. Dünn wie Papier bedeckte es ihren mageren Körper, und die knochigen Hände lagen auf der Brust gefaltet.

Hein Feddersen kannte die Frau nicht. Sie mußte aus einem der Nachbarorte stammen. Da sie hier schon aufgebahrt worden war, würde ihre Beerdigung am nächsten Tag stattfinden.

Am Fußende des Sargs war er schwankend stehengeblieben, was seinen drei Feindinnen nicht paßte.

»Los, beweg dich! Mach die Kiste für dich frei!« sagte jemand und lachte über die eigenen Worte.

»Wie… wieso?«

»Heb die Tote raus!«

Er glaubte, sich verhört zu haben, doch die Schläge belehrten ihn eines Besseren.

Beinahe wäre er schon jetzt in den Sarg hineingefallen. Soeben noch konnte er sich an den Rändern des offenen Unterteils abstützen.

Anschließend gab es kein Zurück mehr. Er mußte sich an die makabre Arbeit machen.

Seine Lippen zuckten, er schluckte, doch der Kloß blieb. Die Leiche war steif und kalt. Gleichzeitig wunderte er sich, wie leicht die Tote war. Sie strömte einen Geruch von Kernseife aus, man hatte sie nach dem Ableben gewaschen.

Er mußte sie neben den Sarg auf die Erde legen. Seine Hände zitterten dabei.

»Gut gemacht!« wurde er gelobt, kam wieder hoch, drehte sich und

bekam zwei Volltreffer ins Gesicht.
Er fiel zurück, gegen den Sarg, der wackelte, und Hein selbst verlor die Orientierung.
Er kam erst richtig wieder zu sich, als er bereits rücklings in der offenen Totenkiste lag und mit ansehen konnte, wie eine der drei Weiber nach dem Deckel griff…

***

Ich suchte den Porsche!
Wenn ich ihn gefunden hatte, würde es keine Schwierigkeit mehr sein, auch die Fahrerin zu entdecken. Von der Polizeistation aus gesehen, war sie nach rechts gefahren, also schlug ich auch diesen Weg ein und ging vorbei an den kleinen Wohnhäusern, den Geschäften und Lokalen.
Einen etwa dreizehnjährigen Jungen, der einen Einkaufskorb trug und in einem Geschäft verschwinden wollte, sprach ich an.
»Hast du zufällig einen weißen Porsche gesehen?«
»Klar.«
»Und wo?«
Er deutete weiter die Straße hinab. »Da ist er hingefahren.«
»Danke.«
Ich ging jetzt schneller, schaute auch in die Einmündungen der Nebenstraßen und brauchte nicht mehr weiter zu suchen, denn der flache Wagen stand vor einem Lokal.
Als ich näher kam, konnte ich auch den Namen lesen. Es war der »Dorfkrug«. Ein weiteres Schild wies darauf hin, daß auch Fremdenzimmer zu vermieten waren.
Besser hätte ich es nicht treffen können. Ziemlich optimistisch stieß ich die Tür auf und gelangte in eine sehr saubere Gaststätte, deren Einrichtung aus hellem Holz bestand.
An der Theke standen einige Männer und schlürften ihr Pils. Sie alle drehten die Köpfe, als sie mich, den Fremden, hereinkommen sahen. Ich hatte die Augen etwas verengt, weil mich das durch das Fenster scheinende Sonnenlicht blendete.
Der Wirt hinter der Theke war ein stattlicher Mann mit einem eisgrauen Bürstenschnitt.
Ich grüßte freundlich, wurde aber weiterhin mißtrauisch beäugt, weil ich noch nichts bestellte.
»Ich hätte eine Frage. Es geht um die Dame, der draußen der Porsche gehört…«
»Ja, was ist mit ihr?« dehnte der Wirt in seinem norddeutschen Dialekt.
»Wohnt sie hier?«
»Was geht Sie das an?«

»Da haben Sie recht, aber wir waren hier verabredet.«
»Davon hat sie nichts gesagt.« Der Wirt füllte die Gläser.
Mit dieser Antwort hatte er sich verraten. »Sie wohnt also hier. Ich muß sie sprechen.«
»Fragen Sie meine Frau.« Der Wirt drehte sich um und rief den Namen »Erna« zur Küchentür hin.
Erna kam mit noch nassen Handflächen, die sie an einer Schürze abputzte. »Was ist denn?«
»Der will was von dem neuen Gast.«
Erna hatte blondgefärbtes Haar, was sehr steif frisiert war. »Was denn?« fragte sie.
»Es ist etwas Persönliches.« Ich lächelte so freundlich wie möglich. »Wenn ich zu ihr könnte.«
»Da muß ich mal fragen. Wen darf ich melden?«
»John Sinclair.« Ich hatte bewußt die Wahrheit gesagt. Hier kam ich mit Lügen nicht durch. Die Leute waren stur wie ein Panzer.
»Komischer Name.«
»Ich bin auch nicht von hier.«
»Hört sich nach einem Tommy an!« meldete sich eine Männerstimme von der Theke her.
»Ich komme aus England.«
»Ach so, ja.«
Erna war inzwischen verschwunden. Ich wartete voller Ungeduld und bestellte ein Bier, als ich gefragt wurde.
»Kein Pils?«
»Nein, ein Bier. Das andere dauert mir zu lange.«
»Ein gut gezapftes Pils braucht eben fünf Minuten«, wurde ich vom Tresen her belehrt, »aber das könnt ihr Engländer ja nicht wissen. Ihr mit eurem dünnen, dunklen Zeug…«
Große Ahnung schien hier wirklich jeder zu haben. Ich bekam mein Bier, hatte den ersten Schluck kaum getrunken, da kehrte die Wirtin mit einer für mich schlechten Nachricht zurück.
»Sie ist nicht da.«
»Wer?«
»Ja, Herr Sowieso. Ihre Bekannte hat das Haus verlassen. Das Gepäck steht noch oben. Vielleicht schaut sie sich unseren Ort an. Der ist nämlich ganz hübsch.«
»Das glaube ich Ihnen gern, nur wo könnte sie hingegangen sein? Haben Sie eine Ahnung?«
»Nö, eigentlich nicht, aber hat sie nicht nach den Feddersens gefragt?« erkundigte sie sich bei ihrem Mann.
»Das hat sie.«
»Dann wird sie da wohl hingegangen sein!« erklärte die Wirtin.
»Und wo finde ich die Feddersens?«

»Gehen Sie rechts um das Haus und durch den schmalen Weg, der bis ans Dorfende führt. Dort sehen sie drei Gebäude. Die Feddersens sind hier im Ort die größten Bauern. In dem mittleren Haus wohnen sie. Die anderen beiden sind Scheune und Stall.«

»Ich bedanke mich«, sagte ich zum Abschied und fügte noch hinzu. »Die nächste Runde geht auf meine Rechnung.«

Das war für die Gäste Balsam. So schnell, wie sie die Gläser leerten, konnte ich kaum schauen.

Die Wirtin hatte mir den Weg so gut beschrieben, daß ich ihn nicht verfehlen konnte. Die Gasse wurde an der linken Seite von einer hohen Mauer begrenzt. Dahinter versteckt lag ein Garten.

Obstbäume streckten ihre noch kahlen Äste über die Kante der Mauer hinweg.

Wenig später sah ich auch die drei Häuser des größten Bauern im Ort und entdeckte vor der Haustür einen in der Sonne hockenden Schäferhund, der sich auch nicht daran störte, daß neben ihm eine schwarze Katze rücklings lag und sich die Sonne ebenfalls auf den Bauch scheinen ließ.

Was die Wirtin als Nebengebäude oder Stallungen bezeichnet hatte, war schmucker anzusehen als manches normale Wohnhaus.

Das Haus der Feddersens wirkte wie aus dem Bilderbuch für Heimatkunde. Es war ein regelrechtes Schmuckstück.

Die Frontseite bestand aus blitzsauberem Fachwerk. Der Giebel lief spitz zu. Oben hatten Vögel ihr Nest gebaut. Fast so groß, daß schon Störche darin nisten konnten.

Die Fenster mit den Sprossenscheiben reflektierten das Sonnenlicht. Eine grün angestrichene Haustür bildete ebenfalls einen Farbtupfer. Ich kam nicht umhin, mich beeindruckt zu zeigen.

Der Schäferhund schaute mir entgegen. Geschlafen hatte er nicht.

Als ich nahe genug herangekommen war, erwachte er aus seiner trägen Haltung, stellte sich hin, schaute mich an und gab ein kurzes, aber unüberhörbares Bellen von sich. Dann ging er zur Seite und baute sich wie ein Wachtposten direkt vor der Tür auf.

Ich wartete.

Die Katze regte sich nicht. Erst als die Tür geöffnet wurde, schaute auch sie auf.

»Sie wünschen?« erkundigte sich eine Frauenstimme. Sie gehörte zu einer zierlichen Person mit hellblonden Strubbelhaaren, wie man sich eigentlich eine Bäuerin nicht vorstellte.

Ich sagte höflich meinen Namen und erkundigte mich nach Helga Thorm.

Die junge Frau hielt ihr Haar fest, in das der Wind fuhr. »Ja, die ist bei mir«, sagte sie.

»Darf ich sie sprechen?«

»Kennen Sie die Dame?«
»Natürlich. Ihretwegen bin ich zu Ihnen gekommen, Frau Feddersen. Das sind Sie doch, oder?«
»Ja, schon.« Sie zeigte sich etwas unentschlossen. »Es ist so ungewöhnlich, zwei Fremde zur gleichen Zeit. Ausgerechnet jetzt, wo mein Mann noch auf dem Feld arbeitet.«
»Ich muß diese Dame aber sprechen, Frau Feddersen.«
»Deutscher sind Sie nicht?«
»Nein, ich komme aus London.«
Sie überlegte noch. Frau Feddersen trug ein Kleid mit rot-weißem Karomuster. Um es zu schonen, hatte sie eine weiße Schürze vorgebunden. »Na gut«, sagte sie. »Ich weiß zwar nicht, was das alles bedeuten soll, aber kommen Sie ins Haus.«
»Danke sehr.«
Frau Feddersen scheuchte noch den Hund zur Seite, damit ich freien Zugang bekam.
Sie führte mich in eine große Diele, in der ein heller Steinboden auffiel. Früher waren die Bauernhäuser meist düster und dunkel gewesen, das hier war das Gegenteil davon.
»Wir sitzen in der Küche«, sagte sie mir, »wenn Sie mir bitte folgen möchten.«
Ich ging hinter ihr her und betrat eine großzügig angelegte Küche, deren Mittelpunkt ein wuchtiger alter Tisch war. Um ihn herum sah ich die modernsten Geräte, allerdings auch gemixt mit alten Bauernschränken.
Diese Mischung aus alt und neu gefiel mir ausgezeichnet.
Weniger gefiel mir die Person, die am Küchentisch saß, eine Tasse Kaffee vor sich stehen hatte und mich scharf musterte, wobei Helga Thorm noch ein kaltes Lächeln zeigte. »Auch schon da?« fragte sie.
»Ja, ich bin geflogen.«
»Ich nicht.«
»Sind Sie gefahren?«
»Auch.«
Ich nickte, weil ich wußte, was sie mit dieser Antwort gemeint hatte. Sie hatte wohl auch die Magie für diese Reise in den Norden Deutschlands eingespannt.
»Ähem – bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Sinclair?« fragte Frau Feddersen.
»Gleich. Aber wissen Sie eigentlich, wen Sie da vor sich haben?«
»Das ist Helga Thorm.«
»Der Name sagt Ihnen nichts?«
»Doch.« Sie bekam einen roten Kopf. »Ich weiß ja, was in diesem Ort vorgefallen ist. Der Name Thorm sagt mir schon etwas. Aber ist das nicht Vergangenheit?«

»Ja und nein, Frau Feddersen. Ihr Gast sieht das sicherlich anders. Oder irre ich mich?« fragte ich, als ich mich Helga Thorm gegenüber am Tisch niederließ.

»Nein, Sinclair, Sie irren sich nicht. Die Vergangenheit und die Gegenwart greifen ineinander. Ich bin praktisch die letzte Verwandte der drei Frauen, und ich habe mich schon seit Jahren für ihr Schicksal interessiert.«

»Inwiefern?«

»Indem ich es schaffte, mir einige ihrer Tagebücher zu besorgen. Sie waren übrigens sehr interessant, kann ich Ihnen sagen, auch lehrreich. Clara, Edwina und Brunhilde haben vor mehr als fünfzig Jahren Dinge erkannt, über die nur wenige Personen erst heute anfangen, richtig nachzudenken.«

»Welche?«

»Ich denke an den Spuk!«

»Ja, Frau Thorm, der ist mir ein Begriff. Ich kenne ihn und seine dunkle Gestalt. Ich weiß genau, daß sich in seinem Reich die Seelen getöteter Dämonen befinden und eine immerwährende Qual erleiden. Das alles ist für mich nicht neu. Nur frage ich mich, was die drei aus den Gräbern gestiegenen Frauen mit ihm zu tun hatten?«

»Sie liebten ihn, Sinclair!«

»Tatsächlich?«

»Ja, es ging aus ihren Unterlagen hervor. Sie liebten ihn so stark, daß der Spuk dank seiner Macht dafür sorgte, daß sie nicht verwesten. In all den Jahren sind sie fast so geblieben wie zu ihren Lebzeiten. Ist das nicht phänomenal?«

Das war es in der Tat. Ich verstand es auch irgendwie, im Gegensatz zu Frau Feddersen, die sich im Zeitlupentempo neben uns setzte und den Kopf schüttelte. »Über was reden Sie da eigentlich?« fragte sie. »Das sind ja makabre Themen.«

Helga Thorm funkelte die Frau an. »Ist die Liebe tatsächlich makaber?« fragte sie zurück. »Denken Sie so darüber?«

»Nein, das nicht, aber ich kenne eine andere Liebe, darauf können Sie sich verlassen.«

»Jeder erfährt sie eben anders, meine liebe Frauke.« Helga Thorm lächelte kalt.

»Haben auch Sie diese Liebe erfahren?« fragte ich.

Sehr intensiv nickte sie mir zu. »Und ob ich sie erfahren habe, und ob. Es war einfach wundervoll. Schon beim Lesen der Tagebücher war ich fasziniert. Ich hatte mir mein Leben immer anders aufgebaut, dachte nur an Karriere und Geld, wußte wohl, daß es andere Dinge gab, aber diese Metaphysik interessierte mich nicht, bis ich an die Tagebücher der drei Freundinnen geriet und damit auch in den Bann des Spuks. Es ist noch nicht sehr lange her, und es war ein guter

Zeitpunkt, wie ich im nachhinein erkannt habe. Ein sehr guter sogar, denn ich kam gerade zurecht, um zu erfahren, daß sie ihre Gräber tatsächlich verlassen haben, und zwar so gut wie unverwest. Jetzt sind sie frei, und in ihnen steckt ein Stück des Spuks. Er hat einfach einen Seelenaustausch bei ihnen vorgenommen. Seinen Odem hat er ihnen eingehaucht.«

Frauke Feddersen und ich hatten den Erklärungen der Frau schweigend gelauscht. Frau Feddersen mehr mit einem bleichen, blassen Gesichtsausdruck, ich allerdings wesentlich gespannter und auch wissender. Was mir Helga Thorm da berichtete, war keine Spinnerei, das wußte ich verdammt genau, denn auch ich hatte dem Spuk, dem letzten der Großen Alten, schon mehrmals gegenübergestanden.

»Nun, Sinclair?« fragte sie mich. »Überrascht?«

»Nein.«

»Aber ich«, sagte Frau Feddersen. »Ich weiß überhaupt nicht, weshalb Sie zu mir gekommen sind und so etwas Schreckliches erzählen. Das ist unverschämt.«

»Reg dich ab, Frauke!«

»Ich will nicht, daß Sie mich duzen.«

»Also gut. Regen Sie sich ab. Es hatte schon seine Gründe, darauf können Sie sich verlassen. Sie werden Sie nicht kennen, aber ich würde an Ihrer Stelle mal Ihren Schwiegervater fragen.«

»Er und seine Frau sind unterwegs.«

»Schade.« Die Thorm hob bedauernd die Schultern.

»Was könnte er denn wissen?« erkundigte ich mich. »Ist er besser informiert?«

»Das kann man wohl sagen. Schließlich hat er zu den Männern damals gehört, die nichts von den drei Freundinnen hielten. Er hat sie als Hexen, als okkulte Weibsleute und was weiß ich nicht alles verdammt. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.«

»Das haben bestimmt auch andere aus dem Dorf getan«, sagte ich.

»Stimmt genau. Nur sind die meisten verstorben, und Feddersen war der Anführer. Er hatte sogar vorgehabt, das Haus abzubrennen, in dem die drei sich stets trafen. Als er es tun wollte, hatte der Spuk bereits ihre Seelen ausgetauscht.«

»Moment mal«, sagte ich. »Dann waren sie nicht tot, dann hat man sie nur lebendig begraben.«

»So ist es. Aber durch die Kraft des Spuks haben sie überlebt. Ist das nicht herrlich?«

Für sie vielleicht, für Frauke Feddersen und mich weniger.

Die junge Bäuerin stützte ihren Kopf in beide Handflächen.

»Wenn doch nur mein Mann hier wäre, der würde Ihnen etwas anderes erzählen. Leider ist er auf dem Feld. Ich wundere mich

sowieso, daß er noch nicht zurückgekehrt ist.«

Mir kam plötzlich eine Idee. »Fährt er einen großen Traktor?«

Sie schaute mich erstaunt an. »Ja, einen großen grünen Trecker.«

»Den habe ich gesehen.«

»Wo?« Frauke Feddersen stand plötzlich unter Hochspannung.

»Auf der Straße, nicht auf dem Feld. Er war verlassen und…« Ich redete nicht mehr weiter, weil mich das harte Lachen der Helga Thorm unterbrach.

Mit der flachen Hand schlug sie so hart auf den Tisch, daß es schon knallte. Dann sagte sie mit scharfer, zischender Stimme. »Er wird nicht mehr kommen, liebe Frauke, denn meine drei Freundinnen haben sich ihn geholt. Er ist ein Feddersen, und er wird das gleiche Schicksal erleiden wie die Frauen.«

»Was meinen Sie damit?« Frauke saß wie auf dem Sprung.

Die Antwort erfolgte beinhart. »Man wird ihn lebendig begraben!«

***

Ich hatte damit gerechnet, daß Frauke Feddersen der Fremden an die Kehle springen würde, das geschah nicht. Sie riß sich zusammen, wurde kalkblaß und war nicht einmal mehr in der Lage, einen Kommentar abzugeben.

Dafür konnte ich sprechen. »Stimmt das?« fragte ich.

»Weshalb sollte ich lügen?«

»Wann wird es geschehen?«

»Ich weiß es nicht. Sie werden ihn sicherlich schon in ihrer Gewalt haben.«

Daß die Person bluffte, daran wollte ich nicht glauben. Nein, ich hatte den verlassenen Traktor gesehen, der den Weg versperrte und mich darüber gewundert. Jetzt hatte man mir die Erklärung nachgeliefert, und sie war verdammt schlimm gewesen.

»Na, Sinclair, was sagen Sie?«

»Die drei Freundinnen oder die Hexen des Spuks haben also einen Unschuldigen in ihrer Gewalt!«

»Unschuldig? Daß ich nicht lache. Jeder Feddersen ist schuldig, besonders dann, wenn er ein direkter Nachkomme dieser Familie ist.« Sie schaute Frauke an. »Es gibt kein Zurück mehr. Ich bin gekommen, um dir zu erklären, daß sich dein Mann in den Klauen der drei Frauen befindet. Er wird von ihnen lebendig begraben.«

Er wird von ihnen lebendig begraben, hatte sie gesagt. Also war er noch nicht begraben worden.

Eine Chance?

Ich packte zu! Blitzschnell schoß meine rechte Hand vor, der sie nicht mehr entwischen konnte. Helga Thorm schrie auf, als ich sie auf den Tisch drückte, dann wieder hochriß, so daß ihr Kopf in den

Nacken flog. »Okay«, sagte ich hart. »So weit, so gut. Sie haben gesagt, was gesagt werden mußte. Jetzt bin ich an der Reihe. Raus mit der Sprache. Wo soll der Mann begraben werden?«

Sie hielt den Kopf noch immer verrenkt und dabei auch die Augen verdreht. »Kannst du dir das nicht denken, Bulle?«

»Auf dem Friedhof!«

»Ja!«

»Gut, Frau Thorm, ausgezeichnet. Wir werden beide dem Friedhof einen Besuch abstatten. Dann wollen wir sehen, ob die drei Hexenweiber es tatsächlich schaffen, den Mann bei lebendigem Leib zu begraben. Der Spuk ist mächtig, das weiß ich, aber ich bin es auch in bestimmten Dingen!«

Ohne die Frau loszulassen, rutschte ich zurück und auch von der Sitzfläche der Bank.

Frauke Feddersen schaute uns aus großen Augen zu. Sie wußte überhaupt nicht mehr, was sie noch sagen sollte. Dabei zitterte sie vor Furcht. Tränen hinterließen auf ihren Wangen nasse Spuren.

Ich zog die Frau ebenfalls hinter dem Tisch weg. Als ich sie herumdrehte, um sie in den Polizeigriff zu nehmen, stieß eine andere die Tür auf. »Nein, Sie werden nicht gehen. Ich bin an der Reihe!«

»Vater!« schrie Frauke Feddersen.

***

Nicht ihr leiblicher Vater stand in der Küche, es mußte ihr Schwiegervater sein, also ein Feddersen. Und er war genau der richtige für Helga Thorm.

Auch mich hatte sein Auftreten abgelenkt. Ich sah einen Mann mit fast weißen, schütteren Haaren, der gebeugt im Raum stand und Tränen in den Augen hatte. »Ich werde gehen und eine alte Schuld begleichen, obwohl ich mir nichts vorzuwerfen habe.«

»Nein!« widersprach ich. »Sie bleiben…«

»Vorsicht!« brüllte Frauke.

Ich hatte mit einem Trick der Helga Thorm gerechnet. Als Frauke Feddersen die Warnung schrie, da vernahm ich gleichzeitig das Fauchen. Neben mir entstand ein schwarzes Feuer, das fast bis zur Decke hochgeschossen war und Helga Thorm wie einen Anzug umfangen hielt. Gefährliche Flammen, die auch mich erfaßten, mir aber nichts taten, sondern über meinen Körper hinwegstrichen.

Nur auf der Brust, wo das Kreuz meinen Körper berührte, spürte ich ein Ziehen, die Frau aber war verschwunden. Der Spuk oder die Magie des Spuks hatte sie mir von der Seite gerissen.

Ich stand allein mit den beiden Feddersens in der Küche und kam mir vor wie der Verlierer. Natürlich machte ich mir Vorwürfe. Ich hätte keine Waffe ziehen und Helga Thorm damit bedrohen sollen, jetzt war

es zu spät, sie hatte sich aufgelöst, um sich an anderer Stelle wieder zu materialisieren.

»Sie ist weg!« flüsterte Frauke Feddersen. »Bei Gott, sie ist einfach verschwunden…«

»Ja«, sagte ich leise.

»Was machen wir?«

Ihr Schwiegervater hustete. Er stand gebeugt nahe der Tür. »Wir müssen zum Friedhof, wenn wir noch etwas retten wollen«, flüsterte er. »Die alten Zeiten sind nicht vorbei.«

»Hatten Sie denn damals tatsächlich vorgehabt, das Haus der Frauen in Brand zu stecken.«

»Ja!« antwortete er.

»Und was war der Grund?«

»Das kann ich Ihnen genau sagen. Diese drei Frauen dienten einem Teufel, einer schrecklichen Gestalt. Sie haben den Namen des Herrn in den Dreck gezogen, sie trieben grausame Spiele mit ihren Seelen, sie haben sich verkauft, und sie hätten Unglück über unseren Ort gebracht.« Bei seinen nächsten Worten starrte er ins Leere.

»Aber dieses Unglück ist leider jetzt über uns gekommen.«

»Okay, Herr Feddersen, das wissen wir jetzt. Wichtig ist, daß wir Ihren Sohn freikriegen.«

»Meinen Sie?«

»Klar. Wir dürfen nur keine Zeit verlieren.«

»Wo finde ich diesen verdammten Friedhof?«

»Ich gehe mit Ihnen.«

»Nein, Sie bleiben hier. Erklären Sie mir den Weg und…«

Ein scharfes Bellen riß mir die nächsten Worte von den Lippen.

Ich lief zum Fenster, Frauke Feddersen rannte auf die Tür zu. Vor dem Haus war ein Wagen ausgerollt, ein BMW.

Will Mallmann wollte aussteigen, aber der Schäferhund hatte sich vor die Fahrertür gestellt und fletschte die Zähne.

»Holen Sie den Hund zurück!« rief ich Frauke zu. »Dieser Herr ist ein Kollege von mir.« Will kam mir mit dem Wagen wie gerufen.

Frauke zog den Hund zurück. Er trottete brav neben ihr her und nahm wieder seinen Platz ein.

Ich eilte nach draußen, kam gerade zurecht, als Will Mallmann ausstieg, aber nicht die Tür schloß, weil er meine wilden Handbewegungen sah. »Bleib im Wagen, Will, dich schickt der Himmel. Du kommst mir wie gerufen, wir müssen weg.«

»Wohin?«

Ich riß schon die Beifahrertür auf. »Zum Friedhof. Da wird sich alles entscheiden.«

»Ich habe den Porsche gesehen und nachgefragt…«

»Alles klar, Will, alles klar.«

Frauke Feddersen hetzte auf unseren Wagen zu. »Ich muß Ihnen noch erklären, wie Sie hinkommen.«
»Aber schnell, bitte.«
Sie tat es mit hastig gesprochenen Worten, die ich mir genau einprägte. »Danke!« rief ich und kurbelte die Scheibe hoch.
»Was sollen wir eigentlich dort?« fragte der Kommissar.
»Verhindern, daß jemand lebendig begraben wird!« erklärte ich.
Da startete Will Mallmann mit durchdrehenden Reifen…

***

Hein Feddersen wußte, daß seine letzte Chance gekommen war.
Hatte sich der Sargdeckel erst über ihn geschlossen, war es vorbei.
Zudem war Hein Feddersen an einem Punkt angelangt, wo sein Überlebenswille wie eine letzte Flamme in die Höhe zuckte. Er bäumte sich nicht nur innerlich auf, er war auch bereit, es äußerlich zu tun.
Brunhilde Thorm hatte sich den Sargdeckel geholt. Mit beiden Händen hielt sie ihn fest. Wenn sie ihn auf das Unterteil drücken wollte, mußte sie ihn erst noch drehen.
Sie tat es, nahm dabei genau Maß und ging auf den Sarg zu. Ein Grinsen lag auf ihren Lippen. Hein sah ihr an, daß sie sich auf seinen Tod freute. Eine verfluchte Vergeltung, in die er hineingeraten war, ohne etwas dafür zu können.
Die beiden anderen Weiber hielten sich zurück. Wieder standen sie leicht geduckt, sprungbereit, sehr genau achtgebend. Durch das Fenster mit dem Riffelglas drang nur wenig Licht. Die Deckenleuchte war nicht eingeschaltet, auf dem Boden lag die Tote. Brunhilde schwang den Sargdeckel, eine makabre Szene, in der sich Hein als Mittelpunkt fühlte.
Die Schläge und Tritte hatten auch bei ihm Spuren hinterlassen.
Es gab kaum eine Stelle an seinem Körper, die nicht schmerzte. Die Unterlippe war aufgerissen. Ein feiner Blutsstreifen sickerte aus der Wunde hervor und rann über das Kinn.
Jetzt trat Brunhilde Thorm mit dem Deckel direkt an den Sarg heran. Sie hielt ihn so, daß sie ihn nur mehr nach unten zu drücken brauchte. Er warf seinen Schatten über den Landwirt, für den es jetzt Zeit wurde.
So rasch wie möglich winkelte er die Beine an. Im nächsten Augenblick schnellten sie wieder vor. Fast senkrecht stieß er sie nach oben, so wuchtig er konnte. Er mußte den Sargdeckel treffen.
Und er traf!
Das Aufprallgeräusch seiner Sohlen gegen die Innenseite des Deckels war Musik in seinen Ohren. Die Wucht schleuderte das Holzstück gegen die Frau, die im Gesicht erwischt wurde, sich nicht mehr halten konnte, zurücktaumelte und mit dem Rücken gegen die Wand prallte,

wobei sie noch einen wütenden Schrei ausstieß.

Die Aktion hatte nicht nur Brunhilde überrascht, auch die beiden anderen Weiber hatten mit dieser plötzlichen Gegenwehr nicht gerechnet. Aus diesem Grunde reagierten sie auch kaum, so daß Hein Feddersen genau die Luft bekam, die er brauchte.

Er dachte nicht mehr an seinen malträtierten Körper, er wollte nur raus und schnellte hoch.

Um sich selbst Mut zu machen, brüllte er auf. Der Schrei erfüllte die Leichenkammer. Hein selbst reagierte so heftig, daß er beim Verlassen des Sargs über die Kante stolperte und die Totenkiste dabei umriß. Das störte ihn nicht. Er drehte sich auf der Stelle nach rechts. Sein Ziel war die schmale Tür.

Davor aber stand Edwina Harmsen.

Die wollte Hein natürlich aufhalten. Sie baute sich jetzt breitbeinig auf, streckte ihm die Arme entgegen, und Hein sah keine andere Chance, als es mit Gewalt zu versuchen. Er hatte bereits erkannt, daß sich die Farbe in den Pupillen veränderte. Sie nahm einen dunkelgrauen Ton an, er wußte, daß es gefährlich sein konnte, wenn sie völlig schwarz wurden, doch bevor es soweit war, schlug er zu.

Mit beiden Händen zugleich. Er hatte sie zusammengelegt, und der Treffer fegte Edwina zur Seite, als wäre sie von einer Orkanbö erwischt worden.

Jetzt war der Weg frei.

Eine Sekunde später übersprang Hein bereits die Schwelle und gelangte in die Leichenhalle.

Die Tür war nicht zugefallen, deshalb hörte Hein auch das wütende Schreien der drei Weiber. Es begleitete ihn auf seinem Fluchtweg durch die Leichenhalle.

Er hetzte vorbei an den Bänken, wäre auf den Fliesen fast noch ausgerutscht, hatte sich geduckt, als hätte er Furcht davor, daß ihm jemand in den Nacken sprang.

Es ging alles glatt. An der Tür besaß er sogar noch die Nerven, sich umzudrehen.

Die Hexen verfolgten ihn nicht. Sie waren in der Kammer zurückgeblieben, was ihm wiederum überhaupt nicht gefiel, denn da steckte bestimmt eine Schweinerei dahinter.

Ihm blieb keine Wahl. Wenn er den drei Weibern entkommen mußte, dann führte ihn der Weg nur über den Friedhof.

Er stürmte nach draußen. Auf seinen malträtierten Körper achtete er nicht mehr. Schmerzen waren für ihn zu einer Nebensächlichkeit geworden. Hein wollte weiter, nur weiter, und er rannte mit Riesenschritten los.

Bis zum Eingang hatte er es nicht weit. Es war besser für ihn, durch das Tor zu laufen, als über die Mauer zu klettern, was wiederum Zeit

in Anspruch genommen hätte.
Die Distanz zum Tor hin schrumpfte. Gleichzeitig wuchs bei Hein Feddersen die Hoffnung, die jedoch wie eine Seifenblase zerplatzte, als dicht vor dem Eingang etwas aus der Erde schoß, das wie ein tanzender Mantel aussah, tatsächlich jedoch als schwarze Flamme vor ihm aufflackerte und ihm den Weg versperrte.
Fast wäre er hineingerannt. Im letzten Augenblick konnte er abstoppen, rutschte noch ein Stück weiter und stoppte dicht vor der tanzenden schwarzen Flamme.
Er hatte noch nie zuvor ein schwarzes Feuer gesehen, hatte überhaupt nicht gewußt, daß es so etwas überhaupt gab, und er hatte auch nicht gewußt, daß Flammen sprechen konnten.
Genau die Erfahrung machte er jetzt. Aus der Feuermitte hörte er eine Stimme. Wenn ihn nicht alles täuschte, war es die der Clara Glesius, die zunächst lachte, bevor sie ihn aufforderte, das Feuer zu umarmen. »Ja«, wiederholte sie, »komm her und umarme mich. Komm in meine Flammenarme, mein Lieber.«
»Verrückt!« stieß Hein hervor und ging zurück. »Das ist verrückt! Wieso kannst du reden, verdammt? Du bist kein Feuer, du bist eine lebende Tote! Wie kannst du zu Feuer werden?«
Aus den schwarzen Flammen klang ihm das rauhe Lachen entgegen. »Der Spuk ist unser Herr und Meister, das solltest du wissen. Nur der Spuk, mein Lieber. Er ist das Nichts, er ist die Schwärze, er ist eine eigene Welt für sich. Er hat uns die Kraft gegeben, nie zu sterben, denn unsere Liebe zu ihm überwand nicht nur den Tod, sondern auch die Vergänglichkeit des Körpers.«
Es waren Erklärungen gewesen, mit denen Hein Feddersen nicht viel anfangen konnte. Er wischte über seine Augen, als wollte er das Bild vor sich verscheuchen. Tatsächlich aber starrte er weiter gegen die dünnen Flammen und glaubte auch, dahinter eine Gestalt zu entdecken. Dort mußte die lebende Tote stehen, ohne zu verbrennen.
Das schwarze Feuer umtanzte sie mit zuckenden Bewegungen. Es griff mal nach rechts, dann in die andere Richtung, schlug auch vor oder drückte sich zurück, ohne allerdings den erstaunten und entsetzten Hein Feddersen zu berühren.
Wohin?
Er schaute zurück.
Genau in dem Moment sah er hinter sich die zweite Flamme aus dem Nichts erscheinen. Er vernahm noch das leise Fauchen, dann tanzte plötzlich auch dieses Feuer vor ihm.
Er schrie auf, der direkte Rückweg war ihm versperrt worden, aber es gab noch einen anderen Ausweg.
Nach rechts.
Mit einem gewaltigen Sprung hetzte er in diese Richtung. Er mußte

unbedingt aus der Gefahrenzone heraus. Noch hatte sich die dritte Tote nicht gezeigt. Vielleicht blieb sie auch zurück.

Hein kannte sich auf dem Friedhof aus. Er wußte auch, wann die Mauer an Höhe verlor und er sie überklettern konnte.

Zwei Schritte davor hatte ihn auch die dritte Tote erreicht. Wieder drang aus dem Boden das schwarze Feuer, tanzte und zuckte vor ihm, als wollte es ihn verhöhnen.

Diesmal konnte er nicht bremsen.

Er stolperte in die Flamme hinein, spürte keine Hitze, kein Verbrennen, aber die Luft wurde ihm geraubt. Und da waren auf einmal Hände, die nach ihm griffen, die über seine Schultern strichen, die Arme auch nicht ausließen und an seinem Körper wie streichelnd herabglitten.

»Du gehörst mir, du gehörst uns!« vernahm er das Flüstern. »Der Spuk hat seine Tore zu einem großen Reich geöffnet, er hat uns das ewige Leben gegeben, du aber wirst den Weg alles Irdischen gehen und in der Erde zu Staub werden.«

Hein riß sein Knie hoch und stieß gleichzeitig die Rechte vor. Er traf nicht das Gesicht, dafür die Mauer und spürte den mörderischen Schmerz, der durch seinen Arm bis hoch in die Schulter schoß. Dieses Gefühl trieb ihm die Tränen in die Augen. Er jammerte und schrie, drehte sich auf der Stelle, wankte zurück und bekam wieder Luft, denn die Flamme war zusammengesunken.

Dafür sah er die halbbekleidete Tote vor sich. Aus ihrem teigigen Gesicht grinste sie ihn an, und aus dem Hintergrund näherten sich die anderen beiden Weiber.

»Dieser Friedhof gehört uns!« hörte Hein die entscheidenden Worte. »Du hast keine Chance…«

Er wich zurück, bis er die Mauer erreichte. Dabei dachte er daran, daß doch alles hätte anders sein können. Er befand sich hier auf einem vertrauten Gelände, kannte jeden Fußbreit Boden und hatte es doch nicht nötig, einsam zu sterben.

Dennoch war dem so…

Es gab keine Möglichkeit mehr. Im Halbkreis kamen sie näher. Sie flüsterten seinen Namen. Für Hein hörte es sich an, als wäre dies das Raunen aus der Hölle.

»Hein Feddersen, Hein Feddersen… dich werden wir als ersten begraben. Wir hassen deinen Namen, wir haben ihn verflucht, und wir werden uns von nichts abhalten lassen!«

Feddersen dachte an den Schmerz in seinem Arm und auch daran, daß er jetzt nichts mehr gegen die Weiber unternehmen konnte.

Er war einfach zu geschwächt.

Wie von selbst sank er in die Knie. Den gesunden Arm streckte er ihnen entgegen. »Bitte«, flüsterte er, »ich… ich habe Frau und Kinder.

Bitte, habt Erbarmen.«

Die drei Toten erwiderten nichts. Sie schüttelten nur die Köpfe, und ihre Blicke sagten, daß er sie niemals umstimmen würde.

Dann griffen sie zu…

***

»Komm ins Haus, Frauke!«

Die junge Bäuerin stand vor der Tür und vernahm die Aufforderung ihres Schwiegervaters. Erst als er sie mit noch schärferer Stimme wiederholte, drehte sie sich um.

Bewegungslos stand Julius Feddersen auf der Schwelle. Der Wind spielte mit seinem weißgrauen Haar. Die schon sommerbraune Haut in seinem Gesicht wirkte wie gegerbt, deshalb fielen auch die hellen, klaren Augen besonders auf.

Er stand dort wie ein alter Baum, ein Felsen, ein knorriges Relikt aus der Vergangenheit, das bisher allen Stürmen getrotzt hatte. Auf dem Hof regierte zwar offiziell sein Sohn Hein, aber Julius Feddersen war noch immer die graue Eminenz im Hintergrund.

Frauke nickte. Mit gesenktem Kopf schritt sie auf ihren Schwiegervater zu und lehnte sich gegen ihn.

Er umarmte sie und sprach über ihre Schulter hinweg. »Du mußt dich zusammenreißen, Mädchen, du mußt es einfach, verstehst du? Es gibt keinen Weg zurück. Wir werden und müssen uns den verdammten Problemen stellen, die wir nicht gemacht haben.«

»Was ist es nur, Vater?«

»Das Böse!« flüsterte Julius Feddersen. »Das Böse ist es. Es steckt in allen Menschen, in dem einen weniger, in dem anderen mehr. Der eine kann es kontrollieren, der andere schafft es nicht. Das gehört eben zum Menschsein.«

»Und du?«

»Ich habe damals versucht, es auszumerzen!«

»Dann stimmt es also, was man erzählt?«

»Ja, ich wollte die drei Weiber umbringen, weil sie uns damals alle ins Verderben gerissen hätten. Ich wollte sie in ihrem verdammten Haus verbrennen, doch als ich zu ihnen kam, da war es bereits geschehen. Tot fand ich sie vor mir.«

»Wer hat sie getötet?«

»Das weiß niemand. Offiziell war von Selbstmord die Rede. Man hat sie schnell verscharrt, ohne christliches Begräbnis.«

»Waren sie denn so schlimm?«

»Das ist relativ, mein Kind. Jedenfalls haben sie sich mit Dingen beschäftigt, die wir als schlimm ansehen. Schwarze Magie, Teufelsanbetung, Okkultismus, das alles waren Dinge, die man einfach nicht akzeptieren konnte.«

»Woher stammten sie?«

»Aus der Umgebung. Sie hatten sich gesucht und gefunden. Für sie gab es keinen Gott, nur Dämonen, und sie wollten die Menschen unterjochen. Davon müssen wir nun einmal ausgehen. Viele im Ort dachten wie ich, aber auf mich fiel die Wahl, ihrem Leben ein Ende zu bereiten.«

Frauke dachte über die Worte nach, bis sie zu einem Ergebnis gekommen war. »Weißt du eigentlich, daß du einen dreifachen Mord begangen hättest, Vater?«

»Ja und nein. Sie hatten kein Recht, bei uns zu leben…«

»So darfst du als Mensch nicht denken. Sie waren Menschen und keine Tiere.«

»Trotzdem, Mädchen, du hast die Zeiten nicht mitgemacht. Dann hättest du ähnlich gesprochen, wie ich damals.«

»Und wie geht es weiter? Da sind diese Frau und der Engländer gekommen. Die Frau ist eine Großnichte von Brunhilde Thorm. Ich weiß nicht, ob es tatsächlich stimmt…«

»Ja, es wird schon stimmen, denn Brunhilde Thorm hatte einen Bruder, der nicht hier lebte, sondern in einer anderen Stadt. Sie muß von der Sache erfahren haben und ist zurückgekehrt, um sich mit ihrer Großtante und deren Freundinnen zu verbinden.«

»Die sich rächen wollen.«

»So ist es!«

Mit einem Ruck löste sich Frauke aus der Umarmung ihres Schwiegervaters. »Du hast es gesagt, Vater, sie wollen sich rächen. Weißt du auch, an wem sie sich rächen wollen?« rief sie laut. »Nicht an dir, was normal gewesen wäre. Dein Sohn und mein Mann ist von ihnen entführt worden. Sie wollen ihn lebendig begraben!« rief sie noch lauter. »Kannst du das begreifen, Vater? Lebendig begraben!«

»Ich weiß es, Kind. Bitte, sei leise. Deine Schwiegermutter und die Kinder sollen nichts hören!«

»Nein!« Die zierliche Frau stampfte mit dem rechten Fuß auf. »Ich will nicht leise sein, ich kann es auch nicht. Jeder soll hören, welch schreckliches Unrecht hier geschieht.« Sie strich ihr Haar zurück.

»Meine Güte, wir stehen hier, und mein Mann sowie dein Sohn werden möglicherweise zu Tode gequält. Ich bleibe nicht mehr. Ich werde zum Friedhof laufen und mich ihnen stellen.«

»Das wirst du nicht, Frauke!«

»Ach, willst du mich daran hindern?«

»Ja!« Seine Antwort klang sehr entschlossen. »Es reicht, wenn sich einer aus der Familie in Gefahr begeben hat. Ein zweiter wird folgen, aber nicht du gehst hin. Ich übernehme die Sache. Ich habe es damals getan, ich werde es auch heute wieder versuchen.«

Frauke starrte den älteren Mann an. »Du willst hingehen und diese

drei Toten noch einmal töten?«

»Vernichten muß ich sie!«

»Wie denn?«

»Das ist meine Sache, Kind. Jedenfalls gehe ich. Und wenn ich abermals zum Feuer greifen muß, doch es gibt keinen anderen Weg, mein Kind. Ich muß ihn gehen!«

Wenn sich Julius Feddersen einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, gab es niemanden, der ihn aufhalten konnte, auch wenn er zur Familie gehörte. Er drückte seine Schwiegertochter zur Seite und machte sich auf den Weg zum Friedhof.

Frauke starrte ihm nach. Sie traf auch keine Anstalten, den Mann aufzuhalten. Wie betäubt stand sie vor dem Haus und dachte über die Ereignisse nach, ohne eine Lösung zu finden.

»Mutti, was ist denn?« Erst als sie die Stimme ihrer Tochter hörte, schreckte sie auf.

Das ebenfalls blonde Mädchen rannte quer über den Platz vor dem Haus auf seine Mutter zu.

»Nichts«, sagte Frauke mit kaum verständlicher Stimme. »Eigentlich ist nichts.« Danach bückte sie sich, nahm die Tochter in den Arm und preßte sie an sich…

***

Kommissar Mallmann saß mit unbewegtem Gesicht am Steuer. Ich konnte mir vorstellen, welche Gedanken sich hinter seiner breiten Stirn abspielten und hob die Schultern.

»Tut mir leid, Will. Ich war nur ganz kurz abgelenkt, da ist mir Helga Thorm schon entwischt.«

»Das Feuer«, flüsterte Will. »Schwarze Flammen, die keine Hitze ausströmen. Magisches Feuer.« Er nickte sich selbst zu. »Verflucht noch mal, woher kommt es?«

Darüber hatte ich mir ebenfalls meine Gedanken gemacht. Will bekam auch eine Antwort. »Wir müssen damit rechnen, daß es der Spuk geschickt hat.«

»Und womit rechnest du noch?«

»Daß wir ihm begegnen!«

An einer kleinen Kreuzung stoppte Will, um zu sehen, ob die Straße frei war. Dorfbewohner schauten in den Wagen und studierten unsere Gesichter. »Dann haben wir keine Chance.«

Ich hob die Schultern. »Im Prinzip nicht, aber ich sehe das doch etwas anders.«

»Und wie, bitte?«

»Der Spuk ist zwar mein Feind, aber er ist auch ein Feind eines anderen Feindes von mir.«

»Asmodis?«

»Genau. Der Spuk und ich haben zwar keinen Burgfrieden geschlossen, aber wir akzeptieren uns, weil jeder versuchen will, Asmodis zu zerstören. Der Spuk will die gesamte Macht besitzen. Er kann jedoch nicht in das direkte Reich des Teufels, obwohl in seiner Welt die Seelen der getöteten Dämonen gefangengehalten werden, und der Teufel kann auch sein Reich nicht vernichten. Es ist ein gegenseitiges Belauern; wenn zwei aufeinander lauern, freut sich der Dritte.«

»Also du!«

»Das sehe ich so.«

»Hat der Spuk nicht auch den Würfel des Unheils in seinem Besitz?«

»Leider. Das Duplikat davon besitzt Abbé Bloch.«

»Wenn er ihn einsetzt, John, sehen wir alt aus. Davon würde ich ausgehen.«

»Richtig.«

»Was hältst du ihm dagegen?«

Ich mußte lachen, worüber sich Mallmann wunderte. »Das will ich dir sagen, Will. Ich versuche, eine gewisse Vernunft dagegen zu halten.«

»Toll, bei einem Dämon.«

»Denk an die Konstellation, Will. Der Teufel, der Spuk und ich. Das ist ein gefährliches Dreieck.«

»Nur solltest du nicht vergessen, daß der Spuk diesen drei Frauen, die ihn mit ihrer Liebe überschüttet haben, so etwas wie ein ewiges Leben gab. Sie sind nicht verwest, es hat bei ihnen nur ein Seelenaustausch stattgefunden. Wenn du dich an ihnen vergreifst, wird dich der Spuk nicht mehr akzeptieren.«

»Doch, er muß die große Sache sehen und soll sich nicht in Kleinigkeiten aufreiben.«

Der Kommissar hob die Schultern. »Du mußt es wissen, John. Ich bin anderer Meinung, hoffe jedoch, daß du recht behalten wirst.«

Das hoffte ich natürlich auch. Wir hatten mittlerweile das Ende des Dorfes erreicht. Wenn mich nicht alles täuschte, mußten wir nach links fahren.

Das wußte auch Will Mallmann.

Kirche und Friedhof lagen getrennt. Zum Gottesacker hin führte eine schmale Straße. Auch hier standen Häuser, allerdings in einem anderen Baustil errichtet als die Gebäude direkt im Dorf. Wer hier sein Haus hingesetzt hatte, gehörte zu den Fremden, den Städtern, die aufs Land gezogen waren.

Reihenhäuser mit rotem Klinker, kleinen Vorgärten und auch Gärten dahinter, die nur zum Teil bepflanzt worden waren. Ich nahm wahr, daß einige Bewohner in den Gärten arbeiteten. Sie schauten kaum auf, als der BMW vorbeirollte.

Hinter den Häuserreihen lag das Gelände wieder urwüchsig vor uns. Wir sahen auch endlich den Friedhof. Eine Mauer umgab ihn.
Über den Rand hinweg wuchs das Geäst der Bäume, und auch ein Tor konnten wir entdecken.
Ich suchte den Himmel ab. Wenn sich der Spuk zeigte, dann erschien er als pechschwarze, völlig lichtlose Wolke, die aus dem Himmel schwebte und über den Köpfen der Menschen stand, um sie mit ihrer Magie zu lähmen.
Hier war der Himmel klar. Er sah nur nicht mehr so hell aus, weil die Zeit schon zu weit fortgeschritten war. Der Nachmittag lag hinter uns, es ging auf den Abend zu.
»Sieht alles normal aus«, sagte Will Mallmann, als wir auf das Tor zurollten.
»Ja. Fragt sich nur, was sich hinter der Mauer abspielt.«
»Der Porsche jedenfalls ist nicht zu sehen.«
Ich lachte. »Den braucht Helga Thorm auch nicht. Wer solche Fähigkeiten besitzt, kann darauf gut verzichten.«
»Du sagst es.«
Mallmann parkte den Wagen neben der Mauer. Er schaute mich an. »Sag nur nicht, daß du allein den Friedhof betreten willst.«
»Das hatte ich eigentlich vor.«
»Ich gehe mit!«
Ich wollte Will nicht vor den Kopf stoßen, schließlich hatte er mich auf den Fall aufmerksam gemacht. Daher suchte ich nach einem Kompromiß. »Paß auf, Will, du kannst den Friedhof betreten, gibst mir aber Rückendeckung.«
»Das heißt, ich soll nicht…«
»Richtig, nicht an die Front.«
Er verzog die Mundwinkel. »Meinetwegen, John. Vielleicht muß ich dich noch heraushauen.«
»Hoffentlich nicht!« Ich öffnete die Wagentür und verließ das Fahrzeug. Bevor ich den Friedhof betrat, warf ich noch einen Blick in den BMW.
Kommissar Mallmann war dabei, seine Waffe zu überprüfen. Er trug zwei. Eine normale und eine Pistole, deren Magazin mit geweihten Silberkugeln geladen war.
Ich winkte ihm noch einmal zu und ging.
Es war wie so oft, wenn ich einen fremden Friedhof betrat, auf dem es nicht ganz geheuer war. Man bekommt ein ungewöhnliches Gefühl, einen Magendruck, und auf meiner Stirn hatten sich auch zahlreiche Schweißperlen versammelt.
Das Tor war nicht geschlossen. Dicht dahinter blieb ich stehen und schaute auf eine kleine Leichenhalle. Ein rot verklinkertes Gebäude, in dem die Scheiben dunkel aussahen.

Dort tat sich nichts.

Wenn sich die drei Frauen mit ihrem Gefangenen auf diesem Gelände befanden, mußten sie sich woanders verborgen halten. Möglicherweise auf der linken Hälfte, wo der Friedhof wesentlich dichter bewachsen war und sich auch die Grabsteine abhoben.

Es war dunkler geworden, die Sonne hatte sich verkrochen. Allmählich breitete sich der Tag darauf vor, von der Nacht abgelöst zu werden. Das ergab stets eine gewisse Stimmung oder Stille, die mir abwartend vorkam und die ich fast mit den Händen greifen konnte.

So verhielt es sich auch hier. Die unheimliche Ruhe vor dem Sturm. Ich hörte weder Stimmen noch Kampfgeräusche, nur der allmählich einsetzende Abendwind brachte etwas Kühle mit und strich durch das Geäst der Bäume, wobei er die Zweige der Büsche zittern ließ.

Von einem schwarzen Feuer sah ich nichts, ebenso von unserer »Freundin«, dieser Helga Thorm.

Alles sah normal aus.

Dennoch war es nicht so. Über dem Gelände lag die Spannung wie ein dichtes Netz. Jeden Augenblick konnte es zerreißen und die Spannung eskalieren.

Nur meine eigenen Schritte vernahm ich, als ich mich nach links wandte, weil ich dort suchen wollte.

Manche Grabsteine waren sehr hoch. Menschen schafften es, sich dahinter zu verstecken, ohne daß sie von meiner Position aus entdeckt werden konnten.

Ich ging über den Hauptweg. Er teilte den Friedhof, ähnlich wie eine Dorfstraße, in zwei Hälften. Rechts und links lagen die Gräber.

Auf den neuen Feldern waren schmale Pfade angelegt worden, teilweise mit Kies bestreut. Der ältere Teil des Friedhofs wirkte etwas verwildert.

Ich wandte mich dort hin.

Hecken wuchsen neben mir hoch wie grüne Wände, die mir die Sicht nahmen. Davor sah ich die Gräber mit ihren Steinen und Kreuzen, stumme Zeugen des Todes und der menschlichen Vergänglichkeit.

Als ich das Stöhnen hörte, blieb ich stehen. Es war ein leises Geräusch gewesen, in der herrschenden Stille aber deutlich genug, so daß es bei mir eine Gänsehaut hinterließ, die über mein Gesicht und die Arme hinwegstrich.

Dann folgte der Ruf, fast schon ein wehender Schrei. »Bitte, bitte nicht…«

Ich kannte die Männerstimme nicht, aber sie mußte Hein Feddersen gehören.

Die Richtung, aus der sie geklungen war, hatte ich mir sehr genau gemerkt. Ich mußte nach rechts und verzichtete dabei, über die normal angelegten Wege zu laufen.

So schnell wie möglich überbrückte ich die Entfernung, sprang über Gräber und Steine hinweg, manchmal versackten meine Füße auch im weichen Erdreich, dann hatte ich es geschafft und erreichte ein Gebiet, das aufgewühlt war, weil, wie ich ebenfalls wußte, man dort mit der Umbettung begonnen hatte.

Aufgewühlt und trotzdem bereit, einen Menschen bei lebendigem Leibe zu begraben.

Die drei Weiber hielten Schaufeln in ihren Händen. Die Blätter stießen sie in die Lehmhaufen hinein und schleuderten die Erde in ein Grab hinein in dem jemand lag.

Schon einige Haufen Erde waren auf seinen Körper gefallen und hatten ihn teilweise bedeckt, Er streckte zwar die Arme aus, es war nur mehr eine hilflose Geste, um den Lehm aufzuhalten, der auf ihn niederprasselte. Sein Stöhnen klang ebenfalls so, als hätte er wenig Hoffnung und mit dem Leben abgeschlossen.

Die drei Hexen des Spuks drehten mir den Rücken zu. Jeden Schaufelwurf begleiteten sie mit geflüsterten, haßerfüllten Worten oder einem schrillen Kichern.

Ich schlich noch näher an sie heran, und sie hörten plötzlich meine Stimme: »Jetzt reicht es!«

***

Clara, Edwina und Brunhilde erstarrten. Sie wirkten auf einmal nicht mehr lebendig, sondern wie Wesen, die zu Stein geworden waren. Obwohl sie mir noch ihre Rücken zudrehten, konnte ich mir vorstellen, welch einen Ausdruck ihre Gesichter zeigten.

Ich wußte nicht, wer es namentlich war, aber die rechts von mir stehende Hexe wollte wieder eine Schaufel Erde in die Tiefe schleudern.

»Laß es sein!« redete ich auf sie ein.

Zu meiner Überraschung gehorchte sie und ließ die Schaufel nicht nur sinken, sie rammte sie sogar in einen rechts vom Grab hochwachsenden Erdhaufen.

Eine andere sprach. »Wer bist du? Wer wagt es, uns hier zu stören?«

»Dreht euch um, dann seht ihr es!«

Während sie dies taten, dachte ich an Helga Thorm, von der ich auf diesem Friedhof auch jetzt nichts gesehen hatte. Sie mußte sich verdammt gut versteckt halten, wahrscheinlich war sie der Trumpf in der Hinterhand der Hexen.

Ich stand ihnen zum erstenmal gegenüber und sah, daß sie noch ihre alten Leichenhemden trugen, die jetzt allerdings als Fetzen an den teigigen gelben Körpern klebten.

Obwohl sie verschiedene Personen waren, ähnelten sich ihre Gesichter stark. Sie hätten fast schon Drillinge sein können.

Ihre Haare schimmerten dunkel, aber auch blond und gleichzeitig grünlich, als bestünden sie aus erstarrten Flammen. Sie wirkten nicht gerade schlank, waren auch keine Schönheiten. Ihr Gesichtsausdruck zeigte etwas Böses, und wenn ich in die Pupillen ihrer Augen schaute, so zeigten diese einen grauen Schimmer.

Gefährlich kamen sie mir vor. Abwartend und lauernd, auch selbstsicher, obwohl sie jetzt zusammenschraken, als sie sahen, was außen und silbrig schimmernd vor meiner Brust hing.

Das Kreuz!

Ich hatte es bewußt gezeigt, wollte sehen, ob sie dieser geweihte Talisman abschreckte.

Sie starrten es an. Dabei bewegten sich ihre Gesichter in der unteren Hälfte. Es kam mir so vor, als wollten sie den Mund öffnen, ohne sich recht zu trauen.

»Was willst du?« wurde ich von der Frau in der Mitte gefragt.

»Bist du Brunhilde Thorm?« erkundigte ich mich und hatte Glück.

Sie nickte.

»Dann hast du Besuch bekommen von deiner Großnichte Helga. Sie liebt euch alle, sie will in eure Fußstapfen treten. Könnt ihr mir sagen, wo ich sie finde?«

Man gab mir keine direkte Antwort. Dafür wurde ich etwas anderes gefragt. »Was treibt dich her zu uns?«

»Ich will ein Menschenleben retten!«

»Hein Feddersen?«

»So ist es!«

Sie lachten zu dritt. »Das geht nicht mehr«, sagte eine andere Hexe. »Das klappt überhaupt nicht, denn wir haben ihn zum Tode verurteilt, und wir werden ihn auch sterben lassen!«

»Nur über meine Leiche!«

»Dann eben so!«

»Moment noch!«

Eine vierte Person mischte sich ein, und diese Stimme kannte ich sehr gut. Sie gehörte Helga Thorm. Bisher hatte sie sich verborgen gehalten. Nun zeigte sie sich mir. Schräg gegenüber bewegten sich die hohen Zweige eines Buschs, der ihr bisher Deckung gegeben hatte. Dann schob sie sich hervor.

Sie trug noch immer ihr weißes Kostüm, das allerdings Schaden erlitten hatte und an einigen Stellen aussah, als wäre sie damit über die feuchte Friedhofserde gerutscht. Auch bei den Haaren konnte man von einer Frisur nicht mehr sprechen, aber etwas anderes war viel auffallender.

Ihre Augen!

Die Pupillen hatte ich nicht so schwarz in Erinnerung. Auf mich wirkten sie wie dunkle, lichtlose Teiche, die überhaupt nichts damit

zu tun hatten, ob ein Mensch nun sehen konnte oder nicht.
Diese Frau stand voll und ganz unter einem fremden Einfluß Schwarzer Magie.
Sie kam näher.
Gleitend, schleichend. Dabei warf sie ihre dunklen Haare zurück.
Kein modischer Zopf zierte diesen Wirrwarr noch. Wie schwarzer, dicker Draht umwallte das Haar ihren Kopf.
Helga schaute zwar in meine Richtung, die Worte aber waren für die drei Hexen bestimmt. »Laß euch durch ihn nicht von eurem Vorhaben abbringen, meine Freundinnen. Die Zeit der Rache, die Abrechnung ist gekommen. Ich habe deine Tagebücher und Aufzeichnungen gelesen, Brunhilde, und ich spürte, daß zwischen den Zeilen der Geist eines mächtigen Dämons wehte, der auch unter dem Namen Spuk bekannt ist. Dieser Spuk, ein Herrscher über die Dunkelwelt, dem man mit einer großen Liebe begegnen muß, wird dafür sorgen, daß wir alle den Tod überwinden können. Ihr habt euch an einem Feddersen rächen wollen, das war gut, das ist gut. Er wird sterben, auch wenn der Fremde dagegen ist. Aber eines wird sich ändern. Es wird nicht nur eine Leiche geben, sondern zwei. Auch er hier muß das Schicksal erfahren und muß erfahren, wie es ist, lebendig begraben zu werden. Er soll das gleiche durchmachen wie ihr, nur wird er Todesangst haben, denn er steht nicht unter dem Schutz des Spuks. Er bringt ihm keine Liebe entgegen, wir müssen ihn vernichten. Jeder Feind des Spuks muß beseitigt werden.«
»Dann könnt ihr gleich mit dem Teufel beginnen«, sagte ich sarkastisch. »Auch er ist ein Feind des Spuks, und zwar kein geringer, darauf verlaßt euch mal.«
Sie winkte ab. »Der Teufel interessiert uns nicht. Du bist es, weil du dich gegen uns gestellt hast. Ich sehe, was du da vor deiner Brust hängen hast. Es ist ein Kreuz. Damit kannst du der Hölle entgegentreten, aber nicht der absolut lichtlosen Welt des Spuks, in der das schwarze Feuer so mächtig ist, daß es einen Seelenaustausch vornehmen kann und damit den Tod und die Verwesung überwindet. Wer als Mensch dagegen angehen will, macht sich lächerlich.«
»Ich versuche es trotzdem.«
»Dann bitte!«
Ich hatte in den letzten Sekunden zu sehr auf Helga Thorm geachtet und die drei anderen aus den Augen gelassen. So war mir auch entgangen, daß mit deren Augen eine Veränderung vorgegangen war.
Auch deren Pupillen glänzten wie schwarzer Lack.
Der Anfang vom Ende.
Plötzlich waren die drei Feuer da. Sie schossen aus dem Boden, umtanzten die Gestalt der Hexen, wehten aufeinander zu und bildeten eine breite Wand.

»Die Schwärze der Welt wird dich fressen!« brüllte Helga Thorm, als sie, ebenso wie ich sah, daß dieses schwarze Feuer auf mich zuflog.

Ich setzte meinen letzten Trumpf ein.

Die Formel!

***

Nach knapp zwei Minuten war Kommissar Mallmann es leid gewesen. Er hielt es einfach nicht mehr länger im Wagen aus. Nicht daß ihm die Luft zu stickig wurde, dagegen hätte er Durchzug machen können, es war die innere Anspannung und Nervosität, die ihn zwang, aus dem Wagen zu steigen und die paar Schritte bis zum Friedhofstor zu gehen.

Dort blieb Mallmann stehen.

Er schaute auf den Rücken seines Freundes John Sinclair. Der Geisterjäger hatte sich nach links gewandt, um dorthin zu gehen, wo der Friedhof noch dichter bewachsen war. Das tat er sicherlich nicht ohne Grund. Möglicherweise hatte er etwas gehört, im Gegensatz zu Mallmann, der sich zu weit entfernt befand.

Sie hatten keine Zeit abgemacht. Will nahm sich vor, fünf Minuten zu warten, und dann ebenfalls den Friedhof zu betreten.

Ein quietschendes Geräusch in seinem Rücken ließ ihn herumfahren. Der Kommissar wollte seinen Augen nicht trauen, als er sah, wer da den Weg entlangradelte.

Es war ein älterer Mann mit grauweißen Haaren. Bei jedem Tritt in die Pedalen quietschten die Räder oder die Kette, so genau konnte er das nicht herausfinden.

Der Mann jedenfalls änderte seine Richtung nicht und hielt direkt auf den Kommissar zu.

Will schritt ihm entgegen. Etwa zwei Schritte vor dem Kommissar stoppte der Mann, stieg von seinem alten Drahtsessel und ließ das Rad einfach fallen.

Er war schnell gefahren, zudem nicht mehr der Jüngste und atmete schwer. »Was machen Sie hier?« fuhr er Mallmann keuchend an.

»Das könnte ich Sie ebenfalls fragen.«

»Ich wohne hier, ich habe ein Recht. Außerdem bin ich Julius Feddersen.«

»Den Namen Feddersen kenne ich, doch der Vorname sagt mir nichts, tut mir leid.«

»Mir gehört der größte Hof in der Umgebung.«

»Na und?«

»Verschwinden Sie!« Der weißhaarige Mann wollte an Will vorbeigehen, dagegen hatte der Kommissar etwas. »Nein, mein Freund, so einfach ist das nicht. Ich will wissen, was ein Feddersen hier will?«

»Das geht Sie als Fremden einen Scheißdreck an! Halten Sie mich nicht auf!«

»Meinen Sie denn, daß Sie Ihren Sohn noch retten können, Herr Feddersen?«

Der Weißhaarige zuckte zusammen. »Was haben Sie da gesagt?« flüsterte er. »Was…«

»Sie suchen doch Ihren Sohn!«

»Stimmt.«

»Er soll lebendig begraben…«

Plötzlich sprang Will der alte Mann an. Er klopfte dem Kommissar auf die Schultern und schüttelte ihn durch. »Verdammt noch mal, was wissen Sie davon? Reden Sie? Was ist mit meinem Sohn? Haben Sie ihn getötet?« Er ließ Will los und stieß ihn gleichzeitig zurück.

Mallmann lachte. »Weshalb sollte ich einen Menschen töten, wo ich auf der Seite des Gesetzes stehe.«

»Wieso?«

Will zeigte ein knappes Lächeln. »Ich bin Polizeibeamter, wenn Sie gestatten. Kommissar Mallmann.«

Der Weißhaarige starrte Will aus seinen hellen Augen sekundenlang an und dachte nach. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein«, sagte er, »nein, das ist mir egal. Ich… ich brauche für das, was ich vorhabe, keine Polizei. Verstehen Sie?«

»Noch nicht!«

»Ich werde meinen Sohn holen.«

»Lassen Sie es bleiben, Herr Feddersen, das besorgt bereits ein anderer für Sie.«

»Wer?«

»Ein Freund, ebenfalls Polizist, und gleichzeitig ein Spezialist für Magie. Sie sehen also, Herr Feddersen, daß Sie hier überflüssig sind. Alles wird von uns geregelt.«

Der Weißhaarige dachte etwas länger nach. »Überflüssig?« wiederholte er und schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Kommissar, das bin ich nicht. Ich bin die Hauptperson.«

»Sie bleiben!«

So einfach brachte man einen Mann wie Julius Feddersen von einem gefaßten Plan nicht ab. Er gehörte zu den sturen Menschen und hatte schon immer seinen Kopf durchgesetzt. Manche hatten ihn als einen Patriarchen bezeichnet, das war ihm egal. Seinen eigenen Weg war er von seiner Jugend an stets gegangen.

»Ob jemand überflüssig ist oder nicht, das bestimme ich, Herr Kommissar, verstehen Sie? Es wäre von Ihnen ein Unrecht, mich hier zurückhalten zu wollen. Ich bin derjenige, der alles bestimmt, ich bin die Hauptperson, um mich allein geht es.«

»Sie können nicht auf den Friedhof!«

»Weshalb nicht?«
»Sie würden erstens alles zerstören und sich zudem noch in Lebensgefahr begeben.«
»Das stört mich nicht. Ich bin fast achtzig. Was bedeutet da das Wort Lebensgefahr?«
»Denken Sie denn nicht an Ihren Sohn, Herr Feddersen?«
»Daran denke ich immer.«
»Dann bleiben Sie auch!«
Ärgerlich schüttelte Julius Feddersen den Kopf. »Ich bin es leid, Kommissar. Ich lasse mir von Ihnen nicht verbieten, den Friedhof zu betreten. Das Recht haben Sie nicht. Sie werden sich schon damit abfinden müssen, daß ich meinen eigenen Weg gehe.« Er räusperte sich. »Ich bin nicht nur gekommen, um meinen Sohn zu retten, ich will auch das beenden, was ich vor fünfzig Jahren anfing und damals leider nicht erfolgreich in die Tat umsetzen konnte.« Er hob seine Stimme etwas an. »Je länger Sie mich aufhalten, Kommissar, um so größer wird die Chance, daß mein Sohn Hein sein Leben verwirkt. Wenn dem so sein sollte, müssen Sie es auf Ihre Kappe nehmen.«
Mehr wollte der Landwirt nicht sagen. Sehr rasch für sein Alter drehte er sich auf der Stelle um und ging davon. Er schlug den Weg zum Friedhofstor ein.
Mallmann kam sich vor wie ein ungezogenes Kind, das von seinem Vater einfach stehengelassen worden war. »Kommen Sie zurück!« rief er hinter Julius Feddersen her.
Der winkte nur ab.
Auf keinen Fall konnte der Kommissar den Mann gehenlassen.
Feddersen war ein sturer Kopf. Der würde alles zerstören, was John Sinclair möglicherweise aufgebaut hatte.
Nein, so ging das nicht.
Mallmann lief hinter Feddersen her. Erst auf dem Friedhof holte er den Mann ein.
»Bleiben Sie mir vom Leib, Kommissar!« flüsterte Feddersen, der die Schritte gehört hatte. »Fassen Sie mich nicht an, sonst wird es zu einer Katastrophe kommen.«
»Dazu kommt es, wenn Sie Ihren Plan in die Tat umsetzen wollen, Herr Feddersen.«
»Ich gehe weiter!«
Will blieb neben ihm. »Zwingen Sie mich nicht, etwas zu unternehmen, das mir selbst zuwider ist!«
»Und was wollen Sie tun?« Der alte Mann ging weiter.
»Das!« Mallmann zog seine Dienstwaffe und drückte die Mündung seitlich gegen den Hals des Bauern. »Reicht das?«
Julius Feddersen blieb tatsächlich stehen. Er schielte nach rechts, sah die Hand und die Waffe. »Das wagen Sie nicht«, flüsterte er.

»Nein, das wagen Sie nicht.«
»Wollen Sie es darauf ankommen lassen?« fragte Mallmann scharf und zischend.
»Sie sind ein Polizist und dem Gesetz verpflichtet.«
»Stimmt genau. Nur erleben wir beide hier eine Ausnahmesituation, verstehen Sie das? In einem Gesetz ist nichts darüber niedergeschrieben worden. Wir haben es hier mit nichtmenschlichen Wesen zu tun und müssen versuchen, sie zu stoppen.«
»Mord bleibt Mord, Kommissar!«
Da hatte Feddersen recht. Will Mallmann hätte auch nicht geschossen, seine harte Art war ein gezielter Bluff gewesen, aber das brauchte Feddersen nicht zu wissen.
»Lassen Sie mich jetzt gehen?« fragte er.
»Nein!«
»Gut, dann ist die Sache für mich erledigt.« Als wäre der Druck der Mündung überhaupt nicht vorhanden, so setzte sich Julius Feddersen in Bewegung und ging davon.
Mallmann stand wie ein begossener Pudel da und schaute auf den Rücken des Mannes. Die rechte Hand mit der Waffe sank nach unten, dann steckte Will die Pistole weg.
Da er und Feddersen sich nicht mehr unterhielten, war es still auf dem Friedhof geworden. So gelang es ihnen, sich auf andere Geräusche zu konzentrieren.
Sie hörten beide die Stimmen.
Die von Frauen und die eines Mannes.
Bevor der Kommissar entscheiden konnte, wie er reagieren sollte, veränderte sich die Szenerie. Ein Stück vor ihm und auch vor Julius Feddersen wurde die Umgebung des Friedhofs in einen anderen Schein getaucht.
In schwarzes Feuer!
Da wußte Will, daß die Hexen zugeschlagen hatten…

***

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!« So sprach ich laut und deutlich die Formel aus, die dafür sorgte, daß mein Kreuz aktiviert wurde und seine weißmagische Kraft nicht nur an mich abgab, sondern auch an die unmittelbare Umgebung.
Schwarzes Feuer auf der einen Seite, aber helles, strahlendes, fast gleißendes Licht auf der anderen.
Es war ein Kampf der Giganten, der schon zu Beginn der Welten geführt worden war.
Die ewige Finsternis oder Verdammnis gegen das Strahlen eines neuen Lebens oder einer neuen Zeit.
So etwas wiederholte sich immer. Auch ich hatte schon unzählige

Male erlebt, und sah auch jetzt wieder, wie mein Kreuz fast zu explodieren schien.

In meiner Hand wurde es zu einem gleißenden Zentrum, doch das Licht blieb nicht allein bei mir.

Es suchte sich seinen Weg, und es fand den Feind zielsicher wie immer.

Wie breite Speere oder Lanzen jagte es hinein in das schwarze Feuer, dessen Flammen die drei halbnackten Körper der Hexen umwehten wie düstere Mäntel. Es schlug hinein, es räumte auf und reagierte wie Wasser bei normalen Flammen.

Das Licht tötete die Dunkelheit. Es vernichtete sie, weil sie kein Recht hatte zu existieren. Sie durfte nicht auf dieser Welt sein, sie sollte wieder hineingeworfen oder zurückgedrängt werden in die andere, die ewige Finsternis, aus der sie auch hergekommen war.

Die Strahlen des Kreuzes vernichteten die dunklen Flammen nicht auf einmal. Sie schossen hinein, sie räumten auf, sie machten sie durchsichtig, so daß sie nur mehr aus hellgrauen Schleiern bestanden.

Plötzlich konnte ich auch wieder die drei Hexen so deutlich sehen, als würde sich keine Barriere mehr zwischen uns befinden.

Ihre Körper befanden sich in einer Art Starre. Getroffen vom Licht, das durch die Haut bestimmt in ihre Seelen gedrungen war, um dort einen Austausch vorzunehmen.

Sie standen da, als wollten sie einen Götzen anbeten. Mit halb erhobenen Armen, durchgedrückten Rücken und zurückgelegten Köpfen. Dann knickten sie ein.

Nicht alle zusammen, auch nicht gleich schnell. Sie fielen auf die Knie, berührten den weichen Boden, beugten die Oberkörper vor und streckten auch die Arme aus, um sich mit den Händen abzustützen.

In dieser Haltung blieben sie und wurden umtanzt von den letzten, grauen Schattenfetzen, die das Licht noch nicht vertrieben hatte.

Es war eine Szene, die schon einem Gemälde glich, auch kaum vorstellbar für mich, daß sich die drei Hexen des Spuks noch einmal bewegen würden.

Sie blieben kniend, unbeweglich, wie versteinert.

Das Licht nahm an Intensität ab. Es hatte seine Aufgabe erfüllt.

Magie gegen Magie, die positive hatte gewonnen und den Sieg davongetragen.

Auch ich kam mir vor, als wäre ich wieder aus einer anderen Welt aufgetaucht. Wenn ich das Kreuz aktivierte, wurde auch ich von dieser Magie erfaßt, wobei es mir jedesmal vorkam, als wäre ich von ihr fort in eine andere Welt getragen worden. Dabei war mein eigener Wille ausgeschaltet. Ich verließ mich zwangsläufig voll und ganz auf die in meinem Kreuz steckenden Kräfte.

Auch die letzten Schattenreste verschwanden, als wären sie von

einem gewaltigen Besen hinweggefegt worden.

Aus, vorbei…

Das sah auch Helga Thorm. Sie hatte sich nicht verwandelt. Nur in ihren Augen sah ich nach wie vor die Schwärze des Spuks. Sehr langsam drehte sie den Kopf, schaute auf die Rücken der Hexen, dann auf mich.

Ich deutete auf das Kreuz. »Glaubst du immer noch, daß andere Dinge stärker sind?«

Helga Thorm gab mir keine Antwort. Sie senkte den Kopf. Dann ging sie vor, nicht auf mich zu, sondern auf die drei Frauen, die aus den Gräbern gekommen waren und die Seelen der Dunkelheit bekommen hatten.

Helga Thorm erinnerte in ihrer Gehweise an eine gebrochene Person. An einen Menschen, der völlig deprimiert war, dem jemand den gesamten Lebensmut genommen hatte.

Sie ging nicht, sie schlurfte, und sie schrak bei jedem Schritt zusammen.

Die Erde war in dieser Umgebung aufgewühlt, bis zu den Knöcheln sackte man ein. Aus dem offenen Grab hörte ich das leise Stöhnen Hein Feddersens. Um ihn konnte ich mich jetzt nicht kümmern. Zudem war er außer Gefahr.

Hinter den drei alten Hexenfrauen blieb Helga Thorm stehen. Ich wußte nicht, was sie vorhatte, bis sie sich zu den knienden Gestalten hinunterbeugte und ihre Arme ausstreckte, wobei sie die Hände spreizte. Im nächsten Moment fuhr sie mit den Händen über die Rücken zweier Hexen.

»Kalt«, sagte sie mit einer Stimme, die selbst mich frösteln ließ.

»Sie sind kalt wie die Toten…«

»Sie müßten tot sein!« gab ich leise zurück.

Da hob sie den Blick. »Tot? Nein, sie wären nicht tot, man hat ihnen jetzt die Seelen wieder geraubt. Du hast ihnen den Odem des Spuks entrissen. Das wird dich teuer zu stehen kommen. Gegen die Hexen des Spuks bist du angekommen, gegen ihn selbst kaum.«

»Er ist nicht da!« sagte ich.

»Doch er wird kommen«, flüsterte sie. »Ich spüre genau, daß er nicht mehr weit ist. Ich habe die Aufzeichnungen meiner Großtante gefunden, ich habe sie sehr sorgfältig studiert und dabei die Macht und die Kraft des Spuks gespürt, von dem ein Teil in mir steckt. Schau in meine Augen, dann siehst du es!«

Helga Thorm blieb in ihrer gebückten Haltung. Sie hob nur den Kopf an, damit ich ihr Gesicht betrachten konnte.

Es stimmte!

Die Pupillen waren schwarz wie die Nacht. Als hätte man dort Tinte hineingeschüttet. Sogar noch dunkler als ihre langen Haare.

Ich kannte wirklich nur ein Wesen, daß so lichtlos war wie der Ausdruck dieser unnatürlichen Augen.

Eben der Spuk!

»Du sagst nichts?«

»Wozu? Ich sehe deine Augen. Und ich habe auch in die Pupillen der anderen schauen können. Wo war da der Unterschied?«

Um ihre Lippen zuckte ein Lächeln. »Es gibt äußerlich kaum einen, dennoch ist einer vorhanden. In mir steckt nicht nur die Kraft des Spuks, er ist selbst in mir. Ich habe ihn gespürt, er hat auch bei mir einen Seelentausch vorgenommen, denn mir wird es ebenso ergehen wie meiner Großtante und ihren beiden Freundinnen. Sollte ich einmal sterben, so werde ich nie verwesen, sondern irgendwann einmal zurückkehren.«

»Das glaube ich dir sogar«, sagte ich. »Deshalb ist es besser, wenn du jetzt stirbst.«

»Du willst...«

Ich ging auf sie zu. Dabei wollte ich noch einmal mein Kreuz einsetzen, um das Grauen aus ihr herauszutreiben.

Helga Thorm aber wollte es genau wissen. Sie richtete sich genau in dem Augenblick auf, als die drei knienden Körper zwischen uns zusammenbrachen und auf der weichen Friedhofserde liegen blieben.

Gleichzeitig drang die Schwärze aus ihren Augen hervor. Es sah so aus, als hätte jemand die Pupillen nach vorn gestoßen. Sie kamen mir entgegen, doch sie veränderten sich schon kurz vor dem Gesicht zu zwei gewaltigen Wolken, die sich Sekunden später zu einer einzigen vereinigten. Es wurde dunkel über dem Friedhof.

Da wußte ich, was geschehen war.

Der Spuk, der letzte der Großen Alten, zeigte sich!

***

Ich tat nichts, denn es hatte keinen Sinn, mein Kreuz gegen diese kompakte Masse an Magie einzusetzen. Ich wußte, daß er in der Wolke steckte und wartete auf eine Reaktion.

Die erfolgte sehr bald.

Es war seine Stimme, die mir entgegendröhnte. Ein Klang wie bei einem Gewitter, hin und wieder von einem Kratzen unterbrochen, als wäre sie von atmosphärischen Störungen unterlegt.

»John Sinclair, wir haben lange nichts mehr voneinander gehört. Es war klar, daß wir wieder aufeinandertreffen würden, und was heute geschehen ist, gefällt mir gar nicht. Du hast dich in Dinge eingemischt, die dich nichts angehen.«

»Es ist mein Beruf und meine Berufung, das weißt du! Wir haben keinen Frieden geschlossen, Spuk, höchstens einen Waffenstillstand, den es nur zwischen uns beiden gibt. Du hast den Würfel des Unheils

und damit bekommen, was du wolltest. Darf ich dich daran erinnern, daß ich auf deiner Seite gestanden habe, als Magico erschien und du sogar bereit warst, einige Tropfen vom Trank des Vergessens abzugeben?«

»Ich erinnere mich.«

»Magico war stark, er hätte sogar dir gefährlich werden können.«

»Was soll das Gerede? Er ist vergessen.«

»Nicht für mich. Ich hatte gehofft, daß du im Hintergrund bleiben würdest, denn du wolltest dich um Asmodis kümmern. Du willst ihn stürzen und möglicherweise seine Stelle einnehmen, damit du ein Teil des Bösen bist, ein Teil von Luzifer. Wie ich sehe, hast du es nicht geschafft und umgibst dich mit geringen, kleinen Dingen, über die man eigentlich nur lächeln kann. Hat man dich zurückgeschlagen? Hast du das Große aus den Augen verloren?«

Es waren provozierende Worte, die er zu hören bekam. Sie gefielen ihm wahrscheinlich nicht. Für mich, den Fachmann, war es daran zu erkennen, daß sich innerhalb der pechschwarzen, über dem Friedhof liegenden Wolke etwas bewegte.

Die Schwärze wurde aufgerissen. Zwar nicht durch ein helles Licht, dafür jedoch von einer roten Farbe, die im Zentrum der Wolke entstanden war.

Dieses düstere Rot, das schon einen violetten Farbtouch bekommen hatte, war mir ebenfalls nicht unbekannt.

So sah der Würfel des Unheils aus!

Er hatte eine kantige Insel innerhalb der Schwärze geschaffen, die allerdings nicht so kantig blieb, denn das Loch darin vergrößerte sich, und der so entstandene Ausschnitt zeigte eine bestimmte Gestalt.

Ein unheimliches Wesen, das Ähnlichkeit mit einem menschlichen Körper aufwies. So kannte ich den Spuk ebenfalls. Als pechschwarze Gestalt und trotzdem gestaltlos, aber deshalb so geformt, damit er für einen Menschen wie mich vorstellbar wurde.

Er sah aus wie ein Mönch, der eine bis zum Boden reichende Kutte trug von der Finsternis hob er sich deutlich ab.

Aber er bewegte sich, er kam auf mich zu, obwohl ich das Gefühl hatte, die Entfernung würde gleichbleiben. Die Gestalt war außen rot, innen schwarz, beides düster, nur strahlte das rote Licht von dem Würfel des Unheils ab.

»Und jetzt?« fragte ich.

»Du hast mich provoziert, Geisterjäger. Du hast mir das genommen, was mir gehörte, diese Seelen der Menschen…«

»Hör auf damit, du kennst…«

»Nein, Sinclair, diesmal ist es anders. Es war ein Teil von mir. Es war mein Atem, den ich ihnen eingehaucht habe, verstehst du das? Mein eigener Atem, und ihn reißt man nicht ohne Strafe hervor. Ich werde

mich rächen, allerdings nicht an dir, denn irgendwo verfolgen wir die gleichen Ziele, da hast du schon recht, aber ich kann das, was du mir angetan hast, nicht so einfach hinnehmen.«

»Was willst du?«

»Genugtuung!«

»Von mir?«

»Nein, ich hole sie mir von einem anderen, und du wirst mich nicht daran hindern. Du siehst den Würfel, du weißt, wie mächtig er ist. Und jetzt gib genau acht, Geisterjäger…«

***

Feddersen war im letzten Augenblick vernünftig geworden, sonst hätte Will Mallmann tatsächlich Gewalt anwenden müssen. So aber war es ihm gelungen, den Mann zurückzuhalten, bevor dieser den Schauplatz des Geschehens betrat.

Beide Männer standen in sicherer Deckung. Sie sahen, aber sie konnten nicht gesehen werden, und sie hatten auch mitbekommen, wie John Sinclair mit den Hexen des Spuks fertig wurde.

Dann erschien der Dämon selbst.

Mallmann und Feddersen kamen sich vor wie eingemauert. Sie wagten kaum, sich zu bewegen, hielten sogar den Atem an. Der Odem des Bösen, gedrungen aus den Tiefen von Zeit und Raum, strömte auch ihnen entgegen und ließ sie sich so winzig fühlen.

Sie sahen den Spuk, und sie hörten genau zu, was er mit dem Geisterjäger zu bereden hatte, der sich ihm furchtlos stellte.

Will Mallmann nahm die Worte sehr genau auf. Er dachte darüber nach, als er seinen ersten Schrecken überwunden hatte, und kam zu dem Entschluß, daß der Spuk sein »Gesicht« verloren hatte.

Es war wie bei den Menschen, wenn sich zwei verschiedene Gruppen in einer Extremlage gegenüberstanden. Um sie zu überwinden, versuchte man es mit Verhandlungen, mit Kompromissen, so daß jeder letztendlich sein Gesicht wahren konnte.

Das würde auch hier so sein, nur konnte es in diesem speziellen Fall Menschenleben kosten, und das hatte Will Mallmann den Worten des Spuks entnommen.

Er wollte ein Opfer – und bekam es.

Ein furchtbares Stöhnen drang an Wills Ohren. Das Geräusch hatte Julius Feddersen ausgestoßen. Er war derjenige, der von der Kraft des Spuks erwischt und vernichtet wurde.

Nichts hielt ihn mehr. Er hob vom Boden ab, als hätte man ihn in die Höhe gezogen. Etwas umdampfte ihn als graue, unheimliche Wolke und ging ihn an wie Säure.

Auch Mallmann wußte, um was es sich dabei handelte.

Um den Todesnebel!

***

Der Spuk hatte zu einer letzten, grausamen Maßnahme gegriffen.

Mit Hilfe des Würfels war es ihm gelungen, den Todesnebel zu produzieren, gegen den die Menschen machtlos waren, der mir aber nichts tat, weil ich unter dem Schutz des Kreuzes stand.

Ich hatte den Schrei in meinem Rücken gehört, mich gedreht und sah das Grauenhafte.

Ein weißhaariger, alter Mann schwebte über unseren Köpfen, eingehüllt in grau-weiße Wolken, die noch den rötlichen Schimmer des Würfels besaßen.

Der Todesnebel!

Der Spuk hatte genau gewußt, weshalb er den alten Mann dank seiner magischen Kräfte in die Luft gehoben hatte. So war es mir unmöglich, noch einzugreifen und das Menschenleben zu retten.

Der Nebel hatte die Eigenschaft, Menschen aufzulösen. Er reagierte wie eine Säure, zu vergleichen mit der Flüssigkeit, die sich in Bill Conollys goldener Pistole befand.

Der alte Mann »flog« weiter. Die Wolke ließ ihn nicht los, sie trug ihn in die Schwärze hinein, aus der uns seine Schreie entgegenschmetterten.

Ich wollte mich vorwerfen, auch in die Wolke eintauchen, da war sie bereits verschwunden.

Als wäre sie explodiert, so schnell zog sie von dannen. Licht fiel über den Friedhof und beleuchtete eine letzte, schaurige Szene.

Neben dem Grab, in dem Hein Feddersen lebend lag, hatte weißgelb schimmerndes Gebein seinen Platz gefunden. Über einige Knochen stand noch eine dünne Rauchfahne.

Die Reste von Julius Feddersen…

Der Spuk hatte zwar verloren, dennoch einen Teilsieg errungen und auch sein Gesicht gewahrt.

Ich schüttelte den Kopf und fühlte mich verdammt mies. Jemand legte mir eine Hand auf die Schulter. Es war Will.

»John, du hättest nichts machen können, glaub mir das. Zudem hatte er den Tod nicht gefürchtet.«

»Dennoch hätte er auf eine andere Art und Weise sterben können, wie ich finde.«

»Das kann sein, aber…«

»Meine Güte, was ist denn hier los?« Wir hörten Helgas Stimme.

Sie stand nicht weit von uns entfernt und hatte ihre Finger in die Haarflut gekrallt. »Das… das ist ja schrecklich. Diese drei Frauen … sind sie … sind sie …?«

»Ja, sie sind tot«, sagte ich.

»Und wieso?«

»Wissen Sie das denn nicht, Frau Thorm?«

»Nein«, flüsterte sie, »nein.« Sie schüttelte den Kopf. »In meinem Inneren ist eine furchtbare Leere, als wären Tage oder Wochen meines Lebens irgendwann an mir vorbeigelaufen. Ich kann einfach nicht mehr, ich begreife das nicht…«

»Das ist auch gut so«, sagte ich.

»Aber ich brauche eine Erklärung.«

»Lieber nicht.« Ich ließ sie stehen und winkte meinem Freund Mallmann zu. Gemeinsam gingen wir auf das Grab zu, in dem Hein Feddersen lag.

»Wollen Sie hier auch übernachten?« fragte ich ihn und lächelte etwas schief.

»Nein, nein, ich…«

»Dann kommen Sie!« Wir halfen ihm hoch. Er war erschöpft, konnte sich kaum auf den Beinen halten, sah die drei Körper der Frauen und zuckte zurück.

»Keine Sorge«, beruhigte ich ihn. »Die werden Ihnen sicherlich nichts mehr antun können. Sie sind nämlich tot…«

»Das waren sie schon einmal.«

»Diesmal für immer, Herr Feddersen«, antwortete Will Mallmann und nickte heftig. Bei ihm war es ein Zeichen dafür, daß er einen Fall als beendet betrachtete.

Da konnte ich ihm nur zustimmen.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 533 »Die Drachen-Lady«